Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Essendische Leute.

Erster Band.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind folgende Romane erschienen, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

Essendische Leute.

Ein socialer Roman

von

George Hesekiel.

Erster Band.

Berlin, 1866.
Verlag von Otto Janke.

Druck von Wilh. Riemschneider. Hannover.

Adelaide Hann von Weyhern

gewidmet.

Inhalt des ersten Bandes:

Erstes Capitel.

Ridag und Sprinksgut.

Eine nur wenig befahrene Straße führte an dem sanft und tief strömenden Flusse hin; der Wanderer, welcher auf dieser Straße von Osten nach Westen schritt, hatte zu seiner Rechten, jenseit des Flusses ein düsteres und gewaltiges Landschaftsbild, zu seiner Linken aber einen gar anmuthigen Anblick.

Dieser Doppelcharakter verleiht jener Gegend einen ganz besonderen Reiz, denn es ist noch heute im Großen an jener Stätte fast ebenso, wie es vor länger als einem halben Jahrtausend, zur Zeit unserer Erzählung, dort war. Das Land behält immer sein liebes, altes Angesicht, das unseren Vätern ebenso

bekannt und vertraut war, wie es unseren Enkeln bekannt und vertraut sein wird. Nur da, wo man mit frevelnder Hand den grünen Waldeskranz trostlos verkümmert oder ganz vernichtet hat, da hat man dem Lande den Segen des Schattens, dem Antlitz der Landschaft den Charakter genommen und Gottes Stempel verwischt.

In jener Gegend ist man fein säuberlich mit dem lieben Walde umgegangen, er prangt noch immer als ein frischer grüner Kranz — in der Zeit unserer Erzählung freilich war der Waldeskranz etwas wild und stellenweise sogar rauh und wüst; er ist heute lieblicher, damals war er gewaltiger und großartiger.

Rechts heben die ewigen Berge ihre mächtigen Häupter; aus dem hellern Grün starren grimme Felsenspitzen empor, und rothgraue Klippen springen vor bis hart an das Ufer des in der Tiefe dahin ziehenden Flusses, sie hängen in allerlei wunderbaren Formationen über den blauen Wassern, sie tragen hier einzelne Bäume, dort Gruppen durch Strauchwerk verschlungen, und hoch oben auf dem dreieckigen Stein, der scharf wie ein Messer in den Fluß einschneidet,

so daß dieser mit unwilligem Rauschen seinen ruhigen Lauf unterbricht und krause Wellen wirft, reckt eine vom Blitzstrahl zerschmetterte Eiche jammervoll ihre kahlen Zweige gen Himmel, eine dichte Dornenhecke aber umspinnt und umrankt den zerbrochenen Leichnam des gefallenen Waldriesen.

Links vom Flusse dagegen zieht sich ein fettes Weideland hin, mit einzelnen schönen Baumgruppen, Eichen und Buchen, besetzt, und ist in einem anmuthig geschwungenen Bogen vom Hochwald umsäumt, der auf sanften Hügeln zu den fernen Bergen aufsteigt.

Der schöne Fluß ist die Ruhr; wir befinden uns auf dem Boden der alten Brukterer, eines Sachsenstammes, der sich im Lande der Väter behauptet hat seit den grauen Heidenzeiten bis auf den heutigen Tag. Die Ruhr bildet hier die Südgrenze eines geistlichen Fürstenthums, und über die herrliche Landschaft streckt die fürstliche Aebtissin von Essen ihren Krummstab.

„Unterm Krummstab ist's gut wohnen!" lautet ein uraltes deutsches Sprichwort; es hatte Jahrhunderte lang im Fürstenthume Essen seine volle Wahrheit,

die Essendischen Leute hingen mit dankbarer Treue an dem hochberühmten Sachsenstift und sagen noch heute von dem Vieh, das in den alten Stiftsheerden gezogen wird, gar bedeutsam: „Glockenklang macht blank!"

Blank, im gewöhnlichen Sinne des Wortes wenigstens, war nun freilich das Vieh nicht, welches an jenem Herbstmorgen auf der mit malerischen Baumgruppen besetzten Aue und im Walde weidete, denn es war eine Schweineheerde, aber die Heerde, welche da der Eichelnahrung nachging, bestand aus Stücken von einer riesenhaften Größe und Stärke. Es war die berühmte Heerde des Königshofes, von welcher die Essendischen Leute stets mit einer gewissen Ehrerbietung sprachen, um die sich der gestrenge Ritter Herr Salentin von Ardey, der von wegen der fürstlichen Aebtissin von Essen als ein Erbvoigt auf dem Königshofe saß, selbst eifrig kümmerte und über welche er aus den Hörigen des Beifangs, allen den Leuten nämlich, die zum Königshofe gehörten, immer die Zuverlässigsten als Hüter setzte, denn diese Heerde war ein kostbares Eigenthum zu Zucht und Mast.

Der Hüter, welcher über den Theil der Heerde

gesetzt ist, der an jenem Morgen in dem schönen Thale weidete, ist ein kleiner, unschöner Gesell, aber er mag doch ein tüchtiger Mensch sein, denn in seinem wetterharten Gesicht zeigt sich ein Zug von fester Energie, und aus den blauen Augen blickt er gutmüthig und schlau zugleich. Ridag, so heißt der Hörige, ist keineswegs ein poetischer Sauhirt, wie es der homerische Eumäos war; wir können nicht bergen, daß das Beinkleid ziemlich schmutzig und am Saum arg zerfasert ist, was seine Beine bis zur Hälfte der Wade deckt; auch der Linnenkittel, der seine Kleidung vervollständigt, ist nicht sehr sauber, obwohl haltbar und tüchtig. Man sagt, dieses Gewand, welches wir uns Kittel zu nennen erlaubt haben, sei die Tunica der Römer; die Aehnlichkeit der beiden Kleidungsstücke ist nicht zu bestreiten, wir glauben aber, daß die alten Sachsen diesen Kittel getragen haben, schon lange bevor der erste Römer in's Land kam; eben der Aehnlichkeit wegen wurde dann der Kittel im Lateinischen durch tunica übersetzt und daher später der Glaube, daß die alten Sachsen das römische Kleidungsstück angenommen.

Ridag ist ein Bursch von etlichen zwanzig Jahren, sein Blondhaar ist verwildert und in Sonne und Regen ausgebleicht, denn eine Kopfbedeckung hat er wohl nie getragen; dafür aber weiß er sich gewiß des langen Speer's recht wohl zu bedienen, der ihm jetzt lose im Arme liegt und es gehören sicherlich gute Lungen dazu, um in das riesige Horn zu stoßen, welches an einem tüchtigen Strick an seiner Hüfte hängt. Der Hirt lehnt am Stamme einer Eiche, sein Auge hütet ziemlich oberflächlich nur die mächtigen Thiere, die ihm anvertraut sind,. aber mit ihm wachen noch drei Paar andere Augen, die gehören drei großen zottigen Hunden mit graugelbem Fell, dicken Köpfen, langem Behäng, stumpfen Schnauzen und großen, buschigen Fahnen, welche in einer Reihe neben einander vor ihm am Boden liegen.

Es ist ein schöner und heller, aber schon ziemlich kühler Herbstmorgen; die Sonne leuchtet durch die Nebel, welche vom Fluß aufsteigen und die Spitzen der Felsen wie die Gipfel der Bäume einhüllen, phantastische Gestalten bilden und langsam sich erhebend nach und nach immer mehr enthüllen und sehen lassen.

Ridag's Blicke wendeten sich von Zeit zu Zeit auch auf die Nebelgestaltungen, aber er prüfte sie nur mit den Augen eines Wetterkundigen, er erkannte an ihrem Steigen oder Fallen das Wetter des Tages und es ist dennoch im Gesichte des jungen Mannes ein Zug, der auf eine Gedankenthätigkeit schließen läßt, die nichts mit dem Wetter und auch nichts mit seinem Hüteramt zu thun hat, aber gerade dieser Zug ist es, der dem Gesichte des Schweinehirten einen ganz besonderen Ausdruck gibt.

Genau in demselben Moment huben die drei mächtigen Hunde ihre stumpfen Schnauzen, zugleich standen sie auf und zugleich wurden sie laut. Ein kurzer Zuruf des Hirten beruhigte die starken Thiere augenblicklich und nun standen sie vor ihm starr und still, als wären sie aus Stein gemeißelt; die Augen Ridag's aber ruhten fest auf der Stelle, wo an der Krümmung des Flusses die Straße aus dem Walde hervorkam.

Es dauerte ziemlich lange, bevor auf dieser Straße, obwohl sie jetzt von der hellsten Sonne beleuchtet war, ein lebendes Wesen erschien, endlich aber sah man

zwei schmutzig graue Thiere mit spitzen Schnauzen, rasch und leicht trabend, zum Vorschein kommen; man konnte sie für Hunde halten. Ridag nickte, als wollte er sagen: es ist so, wie ich mir gedacht habe. Die Thiere waren übrigens keine Hunde, sondern die zahmen Wölfe des Ritters von Ardey; diese Thiere begleiteten den stiftischen Erbvoigt überall hin. Man konnte sicher sein, daß er nicht fern war, wenn man die Wölfe sah; beiläufig bemerkt waren sie keineswegs sehr zahm, sie waren nur nicht immer ganz so wild, wie ihre anderen Geschlechtsvettern im Walde.

Die Wölfe kehrten spielend um auf der Straße, dann erscholl ein langgehaltener Hornruf, der gar lustig und hell durch die Wälder klang.

„Der Voigt ruft!“ sagte Ridag vor sich hin und drehte sein Horn herum.

Ein wilder, rauher Hornstoß, der wie grollend durch die Wälder rollte, erklang.

„Das ist Seyner!“ sprach der Hirt.

Ein rauher Hornstoß folgte nun dem andern, immer näher und lauter schmetternd.

„Nun Segede, dann Sobbe, Pelden, Rocholl und nun ich!“ rief Ridag zählend.

Er hob das riesige Horn mit beiden Händen an den Mund und stieß hinein mit der ganzen Kraft seiner Lungen, wie dumpfer Donner rollte der Ruf dahin und mit lautem Gebell fielen die Hunde ein.

Lächelnd brachte der Hirt das Horn wieder an die Hüfte: er war offenbar stolz auf seine Hornblasekunst; dann beruhigte er durch einen freundlichen Zuruf die Hunde.

Auf diese Weise überzeugte sich der Erbvoigt von der Wachsamkeit seiner Sauhüter; wenn er den Beifang, das heißt das Gebiet des Königshofes, durchritt, so stieß er in sein Hifthorn, und die Hirten mußten ihm auf ihren Kuhhörnern antworten.

Jetzt erschienen auch die beiden Wölfe wieder auf der Straße, dicht hinter ihnen her kam der Erbvoigt auf einem stark gegliederten, dunkelbraunen, friesischen Streithengst mit langer Mähne und starken Haarbüscheln an den Fesseln.

„Er reitet in's Gotteshaus!“ sagte der Hirt, als er den Ritter ersah.

Gotteshaus hieß bei den Essendischen Leuten aus-

schließlich die Stiftskirche in Essen; die ritterlichen Vasallen des Stiftes, die Ministerialen, nannten sich darum auch wohl Gotteshausleute oder Gotteshausmannen. Den Streithengst aber ritt Herr Salentin von Ardey nur, wenn er in's Gotteshaus zog, das heißt nach Essen, um seiner Herrin, der fürstlichen Aebtissin, aufzuwarten; selbst wenn er zu Krieg und Turnier reiste, ritt er ein anderes Thier und ließ den Hengst ledig führen, damit er seine volle Kraft behalte für die Schranken oder die Fehde. Das wußte jedes Kind im Beifang des Königshofes, Jeder kannte und liebte den großen, schwarzbraunen Hengst, der wie ein vornehmer Herr zu den anderen Rossen war und auch einen viel schöneren Namen hatte, als alle anderen Pferde. Der Hengst hieß: „Smittysen" das ist: Schmeißeisen, was gewiß für ein ritterlich Streitroß ein ganz ausnehmend schöner und passender Name ist.

Als der Ritter von Ardey so weit auf der Straße heraufgekommen war, daß er sich dem Hirten gegenüber befand, der sich ruhig auf seinem Platze hielt, schwenkte er links und ritt auf denselben zu; es folgten ihm nur sein Leibknappe, der schöne Florenz

und die beiden Wölfe, die Ger und Frek gerufen wurden, aber nicht darauf hörten. Seine drei Waffenleute ritten auf der Straße fürbaß.

Smittysen ging einen weiten Schritt und bald befand sich der Erbvoigt dem Hörigen gegenüber. Schön war auch der Erbvoigt von Ardey nicht, sein volles rothes Angesicht mit den runden, beständig rollenden Augen und dem dichten Lippen- und Kinnbarte wäre so schon nicht besonders anmuthig gewesen, aber es wurde beinahe lächerlich durch eine Nase, die gerade so aussah, als habe man ein dreieckiges Stück Holz genommen und es über dem Munde angeleimt. Auch die Gestalt des Ritters ist nicht ansehnlich, und zu Fuß sieht er unbedeutend aus, aber er sitzt ganz vortrefflich zu Pferde, und man sieht an seinen leichten, gefälligen und doch energischen Bewegungen, daß er sich im Sattel heimisch fühlt. Uebrigens ist er in der vollen Ritterrüstung, die freilich im zwölften Jahrhundert ganz anders aussieht, als wir uns gewöhnlich vorstellen, weil wir bei einem Ritter stets an die schweren Platten-Rüstungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts denken.

Herr Salentin von Arbey war vom Kopf bis zum Fuß in das Kettenhemd gekleidet, dieses bestand aber aus einem starken Linnen, welches mit eisernen Ringen in verschiedenen Verschlingungen und Verbindungen benäht war. Dieses Hemd bedeckte den Kopf mit einer Capuze, die nur das Gesicht freiließ, so wie die Arme: zu dem Kettenhemd gehörte das Beinkleid, das ebenfalls mit Eisenringen benäht war, Strumpf und Schuh zugleich ersetzte, indem es Bein und Fuß bis zur Sohle einschloß. Ein ärmelloser, nicht allzuweiter Waffenrock von weißem Wollenzeug war über das Kettenhemd gezogen, welches sich glatt und bequem jeder Bewegung anschmiegte. Es war das die Tracht der Kreuzfahrer; sie ist leicht und luftig. Mit den Platten-Harnischen des spätern Mittelalters wäre der Krieg im Morgenlande nahezu unmöglich gewesen.

Herr Salentin von Arbey trug sein riesiges Schwert an einem breiten Gürtel von rothem Leder, der dick mit Silber beschlagen war, und die vergoldeten Sporen, das Zeichen seiner Ritterwürde. Das Hifthorn, dessen Ruf wir bereits vernommen, hing am Sattelbogen.

Ganz wie der Erbvoigt war dessen Leibknappe, der schöne Florenz gekleidet, nur fehlte ihm der ritterliche Gürtel und die Sporen, die er trug, waren Stacheln von Eisen. Dafür hatte er den Helm seines Ritters auf dem Sattel vor sich, denn nur im Kampfe wurde der Helm über die Capuze des Kettenhemdes gesetzt, dessen Schild an der rechten Seite des Sattels und das Panier in einem besondern Schuh auf der linken Seite.

Der Schild war der des Ritters und zeigte dessen Familienwappen in seiner ursprünglichen Form; es liefen nämlich schwarze eiserne Reifen über den blanken Grund erst einfach übers Kreuz, dann noch einmal schräg übers Kreuz und endlich schloß ein größerer Reifen ziemlich dicht am Rand des Schildes darum. Gewiß hatte man anfänglich den Schild nur darum mit eisernen Reifen beschlagen, um ihn fester und haltbarer zu machen; der Schild erbte von Vater auf Sohn, er wurde in Turnier und Fehde bekannt, man erkannte an demselben die von Ardey und endlich sagten die Herolde wissenschaftlich: die von Ardey führen ein schwarzes Mühlrad im silbernen

Felde! So sind manche alte Wappen nachweislich entstanden.

War der Schild, der übrigens doch keine völlig runde Gestalt hatte, sondern ein Oval bildete, das nach unten in eine stumpfe Spitze auslief, des Ritters Familienwappen, so trug das Panier die Farben des Stiftes, dessen Voigt er war. Das Fähnlein war zwiefarben, schwarz und gelb, das Schwarz stand an der Lanze, das Gelb flatterte in vier langen Zungen. Schwarz und gelb waren die Farben der Kaiser aus dem sächsischen Hause, die Farben der Ottonen, das Reichsstift Essen aber war ein Sachsenhaus.

Ein edler Sachse, Adelfried mit Namen, der im neunten Jahrhundert auf dem Hofe Essende (Eschenhof) saß, gründete auf seinem eigenen Grund und Boden ein Benedictinerinnen-Kloster und daneben eine dem heiligen Quintin geweihte Kirche, vielleicht die erste Kirche, die in jener Gegend von Stein erbaut wurde. Adelfried (Altfridus, Alfred) war später Bischof von Hildesheim, und er ist der eigentliche Stifter der Abtei Essen, deren erste Aebtissin seine Schwester Gerswinda wurde. Der Stifter von Essen starb 877

und seine Gebeine ruhen unter dem „krausen Bäumchen“, einer uralten Linde an der Straße dicht bei Rellings-hausen. Eine Stadt wurde Essen durch die Aebtissin Agona (Agina), die reiche Schwester des großen Kaisers Heinrich, welche etwa um 730 Assinde (Essende) mit Mauern umgeben ließ. Essen und Soest sind wohl die ältesten Städte Westphalens. Der reichen Agona folgte auf dem Stuhle der Aebtissin Lutgardis, eine andere Tochter des großen, hochberühmten Sachsenherzogs Otto des Erlauchten, welcher ihr Vetter, Kaiser Otto der Große, alle Privilegien ihrer Kirche und Abtei bestätigte; dann kam Gerberge, Kaiser Heinrichs Tochter, dann Hatwigis (Hatmond) ebenfalls aus dem sächsischen Hause, dann Adelfrida, Kaiser Otto's I. Tochter. Unter ihrem Regiment nahm Mechthilde, Kaiser Otto's II. und der griechischen Prinzessin Theophania Tochter, in Essen den Schleier. Eine unglückliche Liebe zu dem Pfalzgrafen Ezzo trieb sie hierher, aber Ezzo gewann durch ritterliche Thaten Kaiser Otto's II. Herz und endlich im Schachspiel die Gewährung eines Wunsches. Da bat er um Mechthildens Hand, und der Kaiser gab sie ihm; Ezzo

holte die Kaiserschwester aus dem Kloster, und sie ward sein Weib. Auf Hatwigis folgte eine andere Mechthild, ebenfalls eine Prinzessin des Kaiserhauses, dieser aber Sophia, Kaiser Heinrich II. Tochter, dieser Gerberge, eines Sachsenherzogs Tochter, dieser Theophania, die Tochter jener früheren Mechthilde, die Pfalzgraf Ezzo aus dem Kloster holte. So viele Prinzessinnen aus dem sächsischen Kaiserhause waren Aebtissinnen von Essen. Zu der Zeit unserer Erzählung saß Hatwigis auf dem Stuhl der Abtei, man weiß nicht mehr, aus wessen Geschlecht sie gewesen.

Wie die beiden zahmen Wölfe des Erbvoigts ohne Scheu mit den Hunden des Hirten verkehrten, weil sie trotz aller vorhandenen Verschiedenheiten beiderseits auf einer ziemlich gleichen Stufe der Wildheit standen, so verkehrte auch Herr Salentin von Ardey, trotz seiner Ritterwürde, trotz seiner hohen Stellung im Stift, so ziemlich auf dem Fuße der Gleichheit mit Ridag, dem Schweinehirten, denn sie standen beide auf dem gleichem Boden der Unfreiheit, sie beide waren Mannen des Gotteshauses von Essen, Essendische Leute.

Die alte Eintheilung des deutschen Volkes, nach welcher die Bevölkerung des Landes nur in zwei Classen zerfiel: in Freie oder Wehren und Hörige oder Leute, war damals zwar schon vielfach durch die Lehensverhältnisse, Ministerialität, ritterliche Dienstmannschaft und Städtefreiheiten durchbrochen und vernichtet, aber es bestanden noch so bedeutende Bruchstücke derselben, an welche sich die Erinnerung anknüpfen konnte, daß sie im Bewußtsein des Volkes noch ziemlich lebendig war. Freie oder Wehren waren die von freien Höfen, die persönlich dem Heerbann folgten und darum Wehren hießen, alle übrigen, auch die Söhne dieser freien Hofbesitzer waren Hörige, weil sie zum Hofe gehörten, vom Hofe ihren Unterhalt zogen, auf dem Hofe ihren Schutz fanden, durch den Besitzer desselben vertreten wurden im Heerbann sowohl wie vor Gericht. Es gab also nach dieser Heerbannsverfassung nur Freie und Hörige oder Leute; einige wollen aus den Besitzern der großen Höfe, die man Alt- oder Edelhöfe nannte, noch eine dritte Classe machen, die sie Edelinge nennen, das mag auch für gewisse Zeiten richtig sein, ursprünglich aber

waren die Edelinge desselben Standes wie die Gemeinfreien, die Wehren, das zeigt schon der Name „Althof", die anderen Höfe hatten sich von dem alten Hofe abgezweigt, es war der Stammhof, und daß der Besitzer des Stammhofes, des Alt- oder Adelhofes, leicht vor den Besitzern der übrigen eine hervorragende Stellung einnehmen konnte, liegt auf der Hand.

Klar aber ist es, daß die deutsche Unfreiheit, die Hörigkeit jener Zeit, etwas ganz anderes war als Leibeigenschaft im gewöhnlichen Sinne, oder gar Sclaverei. Jeder Hörige konnte ein Wehr werden, er war es, sobald er durch Erbgang, Kauf oder sonst welche Umstände in Besitz eines Hofes kam.

Im zwölften Jahrhundert bestand aber, wie schon gesagt, die Heerbannsverfassung nur noch in Trümmern, die Schutzbedürftigkeit hatte den alten Heerbann gesprengt; hier hatten sich viele Wehren, die nicht mehr in Stande waren, dem Heerbann selbst zu folgen, in den Schutz eines Edelings begeben, der nun für sie focht, wie sie für ihn ackerten und pflügten — Felddienst für Felddienst! Dort hatten sich Hörige in die Städte gezogen und daselbst

Bürgerrechte erlangt; noch Andere hatten sich in den Schutz der Gotteshäuser begeben und gaben für dessen Schutz das Wachs zu den Kirchenlichtern, daher für diese der Name „Wachszinsige". Auf der andern Seite aber nahmen die Söhne der Edelinge, wie die der Gemeinfreien, die nicht Aussicht hatten, bald in Besitz eines Hofes zu gelangen, Dienste bei Fürsten und Bischöfen als Stallmeister, Hofmeister, Voigte, Truchsessen, Mundschenken u. s. w., Aemter und Dienste, welche hier früher dort später erblich wurden und meist durch Beleihung mit Grundbesitz belohnt wurden.

Das ist der Dienst- oder Ministerialadel, eine Bezeichnung, die ganz richtig ist, denn solcher Adel beruhte auf dem Amt, dem Dienst und dem damit verbundenen Genuß von Grundeigenthum; ganz falsch aber ist es, diesem Ministerialadel den altfreien Stand der Heerbannsverfassung entgegenzusetzen, und zu sagen, der Dienstadel sei geringerer Herkunft als jener altfreie Stand, weil er aus Hörigen entstanden. Hörig war eben Alles, was keinen Hof hatte und die Ministerialität war weiter nichts, als eine neue Form, unter welcher der alte Adel, oder richtiger gesagt, der alte Stand

der Freien, auftrat. Der Heerbannstaat verwandelte sich in den Feudalstaat.

So war es auch in der Familie des Ritters Salentin von Ardey gegangen. Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts waren von dem Althof im Gebirge die jüngeren Söhne, die Hörige waren, wie all' die anderen Leute, die im Schutze des Althofes standen, ausgezogen und hatten Dienste bei den Fürsten und Bischöfen genommen; Einer von ihnen war zu Essen Hauptmann des Gotteshauses geworden, dann Voigt und hatte als Beneficium für seine Dienste den Königshof, den Otto der Große dem Stift gewidmet, erhalten. Da ihm sein Sohn in seinem Amte als Voigt folgte, so hatte auch der den Hof bekommen, und so war mit dem Amte auch der Lohn dafür erblich geworden; die stiftischen Erbvoigte im Königshofe aber nannten sich von dem Adelshofe auf der Ardey, von welchem sie stammten, von Ardey, und erst nach ihnen betitelten sich auch ihre Stammesvettern, die auf Ardey sitzen geblieben waren und das Stammeserbe behauptet hatten, Herren, auch Edle von Ardey.

Dieses Beispiel wird zeigen, daß der Ministerial-

adel durchaus eines Ursprungs mit dem altfreien Adel ist, obwohl er aus der Hörigkeit hervorgegangen.

Auch der Schweinehirt Ridag stammte von Hörigen; möglicher Weise war der Hof, zu welchem seine Vorfahren gehört, größer und angesehener gewesen als der Althof auf der Ardey, jedenfalls hatten sie in ganz ähnlichen Verhältnissen gestanden, wie die Vorfahren des Erbvoigts, auch sie hatten Dienste beim Gotteshause in Essen genommen und waren so aus der Hörigkeit des Hofes, von dem sie stammten, in die Hörigkeit der Abtei gekommen; da aber die Dienste, welche sie der Abtei leisteten, nur in Feldarbeit oder Hirtendiensten bestanden, so wurden sie außer dem Schutz der Kirche dafür nur mit einer Hütte oder einem Stück Feld belohnt. Vielleicht gehörten Ridag's Vorfahren schon zu dem alten Hofe Essende, waren Hörige, Verwandte Adelfried's, welcher Essen stiftete, dann waren sie mit dem Hofe an die Kirche gekommen, was in ihrem Verhältnisse zu demselben nichts änderte.

Jedenfalls stammte Ridag sowie Herr Salentin von Hörigen und Beide waren jetzt, wenn auch unter

verschiedenen Bedingungen, Essendische Leute; sie theilten den Stand der Unfreiheit, das Gotteshaus „beschattete“ Beide, wie man damals sagte.

Die Erinnerung nun an den ursprünglichen gleichen Geburtsstand, deren sich die Höherstehenden lange Zeit hindurch nicht ganz zu entschlagen vermochten, die von Tieferstehenden begreiflicher Weise gern festgehalten wurde, schuf im Mittelalter eine Freiheit in dem Verkehr der verschiedenen Gesellschaftsclassen, von der wir uns schwer einen Begriff machen können, zumal da sich die Verhältnisse im vierzehnten Jahrhundert schon sehr rasch änderten.

Als Smittysen vor dem Sauhirten stillstand, reckte der Erbvoigt seine Hand aus, Ribag schlug ein und: „Gelobt sei Jesus Christus, in Ewigkeit, Amen!“ also wechselten sie die Grüße.

„Ich wollte,“ begann der Voigt, „Du würdest Einer von meinen Waffenleuten, Ribag; was Dir an Größe und Stärke fehlt, hast Du an Behendigkeit mehr; ich denke, daß ich Dir selbst bald genug lehren würde, mit Speer und Schwert zu fechten; Du hast gute Gaben, wie mein Bruder, der Pfaff, sagt, und

bist ein frommer Mensch, damit kannst Du's zu was bringen unter den Waffenleuten. Denke der Sache nach, mein guter Kerl, und sag mir Bescheid, wenn ich übermorgen heimkomme vom Gotteshause, bis dahin gehab Dich wohl!"

„Dank Euch, Voigt," erwiederte der Sauhirt ruhig, „und Gott behüte Euch!"

Smittysen hub sein Haupt, schüttelte es leise, als begrüßte er gnädig die Hunde, dann wandte er sich und ging so stolz davon, als sei er der eigentliche Herr und der Erbvoigt ihm nur als ein Schmuckstück etwa auf den Rücken gesetzt.

Florenz, ein bildhübscher Jüngling, mit hochmüthigem Gesicht, folgte, aber er nahm im Abreiten eine ganz besonders stolze Miene an, und sprach: „Merke Dir doch, Ridag, man sagt nicht kurzweg „Voigt", sondern „gestrenger Ritter", siehst Du die goldenen Sporen nicht!"

„Weiß schon selbst was recht," erwiederte der Hirt, „und habe die goldenen Sporen oft genug gesehen, Du bist sein Leibknapp, für Dich ist er der gestrenge Ritter, für die Leute im Beifang des Königshofes aber ist er der Voigt!"

„Dummer Kerl!“ sagte der schöne Florenz ärgerlich halblaut zu sich selbst, aber er war ehrlich genug hinzuzusetzen, „und er hat recht!“

Der Erbvoigt war davon geritten, Ridag warf sich an die Erde und stützte sinnend sein Kinn in die hohle Hand; die Hunde saßen um ihn her, sie hielten scharfe Wacht, von Zeit zu Zeit aber blickten sie um nach ihrem Herrn und sahen sich dann wieder an, als wollten sie sich sagen: „unser Herr da hat eine schwere Stunde, er kann sich nicht entschließen, aber wir, wir wissen schon, was er thun wird!“

Hunde sind ganz wunderbar kluge Creaturen, sie haben gar oft eine geheimnißvolle Kenntniß von den Gedanken der Menschen, mit denen sie umgehen.

Keine Miene verzog sich in Ridag's Gesicht, als ihm Herr Salentin antrug, unter die stiftischen Waffenleute zu treten, und doch war der Antrag eine große Ehre für ihn, solche Stellung bot ihm nicht nur Aussichten für die Zukunft, sie bot ihm auch sofort persönliche Vortheile, abgesehen davon, daß die Waffe in einer so kriegerischen Zeit ihrem Träger stets ein besonderes Ansehen giebt.

Ridag hätte gern das Anerbieten des Erbvoigts angenommen; er liebte die Tochter eines zwar armen, aber dafür desto hochmüthigern Wehrfesters, die er nur dann zu erhalten hoffen durfte, wenn er einiges Gut gewann; das konnte er in seinen gegenwärtigen Verhältnissen nicht, wohl aber, wenn er unter die Waffenleute des Gotteshauses ging, da konnte er auf Beute bestimmt rechnen, denn es fehlte an Kämpfen nicht; vielleicht konnte er sich auch auszeichnen, und gerade die geistlichen Herrschaften zeigten sich gern großmüthig gegen die Männer, welche in ihrem Dienst fochten. Und dennoch konnte er sich nicht entschließen, in Waffendienst zu gehen. Gewiß wirkte dabei der Gedanken mit, daß er dann häufig abwesend sein werde vom Beifang des Königshofes, und daß Gerberge, das Mädchen, welches er liebte, ein Anderer nehmen könne, denn noch hatte er demselben keinen Antrag gemacht, obwohl sie wissen mußte, daß ihr seine Neigung zugewendet war — aber der Schweinhirt hatte doch auch noch edlere Gründe, bei seiner Kotte zu bleiben. Er hatte seit seines Vaters Tode die Sorge für seine Mutter und seine beiden Schwestern

übernommen, er that fast allein die Dienste, die der Hof zu beanspruchen hatte für die Kotte und für den Acker, so wie für die Vertretung und den Schutz des Gotteshauses. Freilich hatte er einen Bruder, Namens Sprinksgut, einen stattlichen Kerl, der aber war ein fauler, wüster Gesell, zu keiner Arbeit zu brauchen, höhnisch und boshaft über die Maßen und doch dumm dabei. Der arme Ridag war mit einer ausbündig schlimmen Familie behaftet, denn auch die beiden Schwestern, Mette und Jutte geheißen, waren schlimme aber schlaue Geschöpfe, die nicht unschön, lieber den Jungkerlen buhlerisch nachstellten, als redliche Hausarbeit thaten. Gegen die drei saubern Geschwister hatte der tapfere Ridag einen gar schweren Stand, zumal da die Wyneke, seine Mutter, es allezeit mit ihrem jüngern Sohne, dem Sprinksgut hielt, der, wie gesagt, ein stattlicher Kerl war. Die alte Wyneke war ein einfältiges, schwaches Weib, das gar nicht begriff, welch einen Schatz sie an dem ehrlichen Ridag hatte, der doch die Dienste für das ganze Anwesen that und überdem ihren Acker, und was sonst zu verrichten war, unverdrossen allein besorgte.

Um dieser Mutter und dieser Geschwister willen entsagte Ridag, allerdings erst nach langer Ueberlegung, der ihm vom Erbvoigt gebotenen Aussicht auf Beförderung durch den Waffendienst; das aber muß dem armen Burschen nicht gering angerechnet werden.

Als sich der Schweinehirt vom Boden erhub, war sein Blick finster ernst, sein Mund scharf und spitz zusammen gedrückt, er war zum Bleiben entschlossen und seine drei Hunde sahen einander an, und regten leise die mächtigen Fahnen, sie hatten es ganz gewiß gewußt, daß ihr Freund nicht von ihnen gehen werde. Sie betrachteten Ridag offenbar als ihren Freund, nicht als einen Gebieter. Das zeigte auch ihre ganze Thätigkeit, denn sie thaten Alles, was ihnen oblag, von selbst, sie erwarteten von ihm nie einen Befehl, sondern nur zuweilen eine freundschaftliche Aufmunterung und Anerkennung, höchstens ein Mal einen freundschaftlichen Wink oder Rath. Nie zugleich, sondern einzeln und in fester Folge, erhoben sich die gewaltigen Thiere, eilten bellend bald nach dieser bald nach jener Seite und hielten die borstige Heerde zusammen

auf dem Platz, der ihr zur Mast für diesen Tag bestimmt war.

Bei dieser geordneten Thätigkeit seiner Gehilfen und Freunde aus dem Thierreich hatte Ridag Zeit genug, seinen Gedanken nachzuhängen, bis es Mittag war.

Um Mittag sollte Sprinksgut kommen und den Bruder ablösen, damit dieser eine nothwendige Hausarbeit verrichten könne, Ridag wunderte sich gar nicht, daß die brüderliche Liebe um Mittag ausblieb, das war er schon gewohnt, er wunderte sich vielmehr, daß Sprinksgut in später Nachmittagsstunde zwar erst, aber doch wirklich kam.

Ei, ja, so von Außen sah der jüngere Bruder besser aus als der Aeltere, schwache Weiber konnten wohl ihre Lust an seiner hohen breitbrustigen Gestalt haben und der Jungkerl hielt sichtlich auch genug auf sein Außenwerk. Das Blondhaar fiel glatt und sauber über die rothen Wangen, der weißgrüne Kittel war durch Nadelarbeit an Hals und Aermeln verziert und sein Horn trug er an einem bunten Lederstreifen.

Den Speer auf der Schulter kam Sprinksgut

schlendernd auf den Bruder zu, und drei große Hunde von wildem Aussehen kamen mit ihm, doch hielten sich die drei Köter mit allen Anzeichen der Furcht dicht hinter ihm. Sie fürchteten sich vor den drei Hunden Ridag's, welche ihnen verächtliche Blicke zuwarfen.

Die Brüder nickten einander stumm zu, und Ridag wollte sich eben schweigend entfernen, als Sprinksgut lachend seine weißen Zähne zeigte, und hämisch fragte: „Weißt Du schon, Ridag, daß die Gotteshühner um Rusoppenhof fliegen?"

Ridag: „Ist eins krank da, daß sich die Raben sammeln?"

Springsgut: „Dir ist bange um das dicke Mädchen, nicht?"

Ridag (dringend): „Ist Gerberge krank?"

Sprinksgut: „Das weiß ich nicht, aber der ganze Hof ist krank, er liegt am Tode und darum fliegen die Raben!"

Ridag: „Armuth ist keine Schande, Du hast wohl einen saubern Hof für Dich allein?"

Sprinksgut: „Der Wehrfester ist am Letzten,

sag' ich Dir; das Gotteshaus hat den letzten Wachszins vom ihm bekommen, der Mann muß werden wie unser Einer, er muß Hofdienst thun, wie wir, die Waldboten machen ihn duftwarig, der Exe hat mir's selbst gesagt; beim nächsten Ding wird er duftwarig gemacht, und er kann den Hof nicht halten, wenn er nicht mehr blumwarig ist."

Ridag: „Die Heiligen mögen den armen Rusoppe schützen!"

Springsgut: „Du bist ein Narr, Ridag, wenn der hochmüthige Wehrfester ein höriger Mann des Königshofes geworden, wie Du einer bist, dann wird er froh sein, wenn Du ihm sein dickes Mädchen abnimmst, freue Dich doch, Du Narr?"

Ridag (kopfschüttelnd): „Der Rusoppe wird nimmer hörig!"

Sprinksgut (spöttisch lachend): „Hat's auch nicht nöthig, kann ja auch ein Wildfang werden, ei! auch dann sind die Aussichten für das dicke Mädchen gut; wenn er sich verbiestert, nimmt Kallinkradt die geliebte Gerberge, denn biesterfrei und biesterfrei schickt sich zusammen!"

Ridag (unwillig): „Was willst Du mit dem Kallinkradt?“

Sprinksgut (verwundert): „Ei, ei! weißt Du nicht, daß der Wildfang um Rusoppenhof schleicht, und daß er der Gerberge nachgeht im Walde? Er ist ein schöner Kerl!“

Der freundliche Bruder lachte hell, er wußte, daß er einen Pfeil in Ridag's Herz gedrückt habe, der arme Bursch zuckte zusammen, es flog ein heller Strahl mächtigen Grimmes durch sein düsteres Angesicht; seine Hunde, die jeden seiner Züge beobachteten, begannen grimmig zu knurren, sie wußten, daß ihrem Freunde Leides geschah, aber Ridag biß die Zähne aufeinander, wendete seinem Bruder den Rücken und ging mit raschen Schritten davon; seine Hunde sprangen lustig um ihn her, als wollten sie ihn durch ihre Sprünge erheitern.

Das war ein böser Tag für den armen Ridag; er zweifelte nicht an der Wahrheit dessen, was ihm sein hämischer Bruder gesagt, denn es ging schon lange das Gerücht, daß der Wehrfester Rusoppe nicht blumwarig, sondern nur duftwarig sei, das

heißt, daß er keinen vollen Antheil an der Mark- und Waldgenossenschaft habe. Die vollwarigen Genossen durften Bau- oder Zimmerholz im Walde schlagen, nämlich Eichen und Buchen, welche Blumenholz heißen, auch Eichen und Buchen pflanzen und die Schweine zur Mast in den Wald treiben. Die nicht vollwarigen Genossen dagegen haben nur einen Antheil am Duft, so heißt das Unterholz, darum werden sie duftwarig genannt, dürfen auch nicht Eichen und Buchen pflanzen, weil sie sonst den Eichelfall beanspruchen könnten. Die Waldgenossenschaft hielt einen eigenen Beamten, welcher der Exe oder der Holzgraf genannt wurde, der war ihr Bevollmächtigter; er brachte alle strittigen Fälle vor das Ding der Waldboten, welche aus der Markgenossenschaft gewählt wurden.

Ridag wußte, daß sich der Wehrfester Rusoppe schon lange nur mit Mühe in seinem freien Hofe behauptet hatte, er betrachtete sich wenigstens noch als einen Wehrfester, obgleich er es im strengsten Sinne schon nicht mehr war, denn er gab einen Wachszins an das Gotteshaus und genoß dafür dessen Schutz.

Die Wachszinsigen bildeten den Uebergang von den eigentlichen Wehrfestern zu den Hörigen, den Leuten. Die Armuth war groß im Rusoppenhof, Schulden drückten, der Viehstand war fast ganz hin und die Familienglieder arbeiteten wie Lastthiere, mehr als wie Menschen, um sich die Freiheit zu erhalten. Wurde dem Rusoppe die Blumwarigkeit durch die Waldboten abgesprochen, dann mußte er sich dem Königshof zu eigen geben, denn Ridag wußte recht gut, daß dem Vater des Mädchens, welches er liebte, dann nur noch die Esch blieb. Esch ist ein Grundstück, welches Mehrern zusammen gehört, die es abwechselnd bestellen und die Aerndte theilen. Die Esch aber reichte nicht aus, den Rusoppenhof zu erhalten.

Wohl dachte Ridag an seines Bruders Worte; Sprinksgut hatte nicht unrecht: war Rusoppe aus einem Wehrfester ein Höriger geworden, so stand er mit ihm auf gleicher Stufe, sie waren Beide Essendische Leute und Gerberge kam ihm dadurch allerdings näher. Aber er hatte stets eine tiefe Achtung vor dem stolzen Wehrfester gehabt, der so hart und mühselig für seine Freiheit arbeitete, es ging

ihm das Schicksal des alten Mannes zu Herzen. Vielleicht aber wäre er noch theilnehmender gewesen, wenn Sprinksgut nicht auch zugleich von dem Kallinkradt gesprochen hätte.

Kallinkradt's Vater war ein Wehrfester gewesen wie Rusoppe; die Höfe der beiden Männer hatten einer schon längst gesprengten Markgenossenschaft angehört, beide waren des Schutzes wegen und weil einer Gemeinschaft Jeder angehörig sein mußte, dem Essendischen Gotteshause wachszinsig geworden und hatten sich mit unsäglicher Mühe und unter den schwersten Entbehrungen lange auf dieser Uebergangsstufe behauptet. Als Kallinkradt's Vater starb, hatte dieser von den wildesten Leidenschaften bewegte junge Mensch durchaus keine Lust, das mühselige Leben seines Vaters in täglichem harten Kampfe gegen Hunger und Schulden fortzusetzen, um die zweifelhafte Freiheit eines Wachszinsigen zu behaupten, noch weniger aber wollte er hörig werden und dem Stifte dienen, er ließ darum den überschuldeten Hof den Gläubigern und verbiesterte sich, d. h. er wurde ein Wildfang oder Biesterfreier.

Die Stellung der Wildfänge oder Biesterfreien war nicht zu allen Zeiten und nicht an allen Orten dieselbe, immer und überall aber stand der Wildfang gleich dem Thier des Waldes, außerhalb der Ordnungen und Kreise, in denen sich das mittelalterliche Leben bewegte. Er, der Biesterfreie, war rechtlos, schutzlos, heimathlos; für den Todtschlag an einem Wildfang begangen wurde kein Wehrgeld gegeben, Niemand verfolgte seinen Mörder. Da die Biesterfreien sich gegen die bestehenden Ordnungen behaupteten, so waren sie begreiflicher Weise in einem fortdauernden Kampfe mit den Vertretern dieser Ordnungen begriffen und lebten einzeln oder in größeren und kleineren Trupps zusammen, ein wildes Räuberleben in Berg und Wald. Das Mittelalter war nachsichtig gegen solche Leute und Einzelne konnten oft lange ihr Wesen treiben, bevor sie verfolgt wurden, fielen sie aber, namentlich truppweise, einer Gegend sehr zur Last, dann wurden auf sie, wie auf wilde Thiere, Treibjagen angestellt, man erlegte sie wie Wölfe, und sie vertheidigten sich gleich Wölfen.

Kallinkradt hielt sich schon lange in dieser

Gegend, obwohl es kein Geheimniß war, daß er an der Spitze einer starken Schaar von Wildfängen stehe; er war aber klug genug, seine Raubzüge stets in entferntere Gaue zu führen und die stiftischen Lande nicht zu beunruhigen, die ihm so eine Art von Asyl boten.

Es war Ridag nicht unbekannt, daß Kallinkradt seit Jahr und Tag der schmucken Gerberge nachging. Es hatte ihn dieses Schleichen des gewissenlosen Wildfangs schon öfter mit Besorgniß erfüllt; der Kallinkradt war in jeder Beziehung ein schöner Mann und es kam durchaus nicht selten vor, daß Mädchen sich bethören ließen und mit Biesterfreien in die Berge gingen, wo sie nicht zu arbeiten brauchten und ein freies Leben führten. Von dem Mangel und dem Elend, den die Wildfänge oft leiden mußten, hatten sie keinen Begriff, sie lernten nur die glänzende Seite des Räuberlebens aus den Erzählungen ihrer Liebhaber kennen. Sprinksgut's Worte hatten Ridag eifersüchtig und mißtrauisch gemacht, er entschloß sich auf seinem Heimwege, wenn auch nicht mit dem alten Rusoppe, so doch endlich mit dem Mädchen

selbst zu reden, er wollte wenigstens in Gerberge selbst eine Sicherheit gegen den gefürchteten Kallinkradt haben.

Langsam dahin wandelnd, aber mit weiten fördernden Schritten, das Haupt tief auf die Brust gesenkt, wie unter dem Druck der schweren Gedanken, erreichte Ridag eine Stelle am Bergeshang, von welcher er in das kleine Thal hineinsehen konnte, in welchem seine Kotte lag. Es stand an dieser Stelle, wenige Schritte unterhalb des Weges, ein hohes, plump zugehauenes, mit rother Farbe angestrichenes Kreuz. Es war ein sogenanntes Schauerkreuz, welches, nach dem Volksglauben, den Hagelschlag von den Feldern abwendete. Man sah im Mittelalter solche Kreuze überall, wo bedeutende Strecken bebautes Land zu finden.

An diesem Kreuze blieben die drei Hunde ganz von selbst stehen, denn sie wußten, daß Ridag hier rasten würde, wie er immer auf dem Heimwege that, und vielleicht waren die Gedanken, mit denen die klugen Thiere auf die Kotte im Grunde blickten, gar nicht so sehr verschieden von denen des armen

Burschen. Sie sahen die Kotte gern, weil sie dort ihre Nahrung empfangen hatten und eigentlich liebte Ridag den Fleck doch auch nur, weil er dort geboren war und genährt wurde; freilich hatte er dabei auch noch unklare Erinnerungen an seinen Vater und sonst Empfindungen, aber es fehlte viel, daß er darüber zum Bewußtsein gekommen wäre. Erst nach einer ganzen Weile dachte er daran, daß er seine geliebte Gerberge dorthin als Frau führen wolle; aber auch daran dachte er nur einen Augenblick, denn in weitester Ferne noch schien ihm das zu liegen, und der Gedanke war ihm eigentlich auch nicht angenehm, denn er wußte, daß seine Mutter und seine Schwestern seinem Weibe einen harten Stand machen würden.

Am Wenigsten bewunderte der gute Gesell die landschaftlichen Reize dieses lieblichen Winkels; er wußte nicht, daß die ziemlich verfallene Kotte sich ganz poetisch an den sanften Hügelabhang schmiegte, der mit schönem Holz bestanden war, daß sich das schmale klare Wasser malerisch durch die Wiese schlängelte und daß die einzelnen Gruppen von Eschenholz dem Thal etwas Parkartiges gaben.

Das Mittelalter kannte diese in unseren Tagen so banal gewordene Bewunderung von Naturschönheiten gar nicht; es nahm diese, wie das schöne Wetter etwa, mit einem unbewußten Wohlbehagen hin. Es ist eine ganz andere Cultur, welche zur Bewunderung der Natur führt.

Tief aufseufzend, aber mit rascheren Schritten stieg Ridag in das Thal hinab; die Hunde in der Kotte schlugen an, die drei getreuen antworteten, es war Alles wie sonst, nur unserem guten Gesellen war es, als sei er ein Anderer geworden, seit er gestern von hier gegangen.

Auf der Thürschwelle, unter dem weit ausspringenden tiefen Dach saßen lachend und plaudernd zwei Dirnen, die hübsch genug waren, aber frech blickten, den Gruß des Bruders obenhin, gleichgültig erwiederten und sich vor ihm auch nicht erhoben, so daß er über sie hinweg in die Küche, das Hauptgemach der Kotte, hineinsteigen mußte.

Am warmen Heerde auf dem ein Feuer loderte, saß Mutter Wyneke, die sich bei Ridag sogleich erkundigte, ob er seinen Bruder Sprinksgut gesehen,

dann aber eilig allerlei kleine häusliche Dienste forderte. Sonst war Ridag willig genug zu Allem gewesen, heute aber hängte er Horn und Speer an die Wand, legte sich auf die rohe Bank darunter und sprach kurz: „Laß die Mädchen Holz hereintragen und Wasser holen, das ist der Weiber Werk!"

Große Augen machte Mutter Wyneke und voll Ueberraschung sprangen die beiden Mädchen auf, denn so hatte Ridag noch nicht gesprochen. Scheltend standen die drei Weiber neben einander vor der Bank; sie hatten durchaus nicht Lust sich der Dienste des Bruders zu begeben, die bis dahin so willig geleistet worden waren; Ridag aber entgegnete kein Wort; er ließ die Frauenzimmer schelten und sah sie ruhig an, bis sie des nutzlosen Keifens müde wurden und sich endlich murrend an die Arbeit begaben.

Als aber die Abendsuppe in der hölzernen Schüssel dampfte und Jutte ihrem Bruder den Löffel reichte, da sprang er hastig auf, warf das Haar aus dem Gesicht und hielt sich mit dem größten Ernst und Eifer an die Speise.

Nach dem Dankgebete jammerte Mutter Wyneke, daß die Nacht so kalt werde und daß ihr lieber Sohn Sprinksgut draußen im Freien liegen müsse; ihre Kinder aber hörten nicht darauf, sie hatten dieses Lied gar zu oft schon vernommen. Die beiden Schwestern blickten auf den Bruder, dessen ganz verändertes Benehmen ihnen Scheu und Neugierde zugleich einflößte.

Endlich faßte sich Metta ein Herz und fragte: „Ist Dir Etwas begegnet, Ridag?“

Sie verband mit diesem „Etwas“ eine abergläubische Vorstellung, sie dachte an eine der erschrecklichen Erscheinungen, an denen das Mittelalter, nach seinen eigenen Geständnissen, so reich war.

„Ja, ist Dir etwas begegnet, Ridag?“ wiederholte die jüngere Schwester.

„Ist Dir etwas begegnet?“ schnatterte Mutter Wyneke gedankenlos nach, denn im Geiste war sie doch bei ihrem Sohne Sprinksgut.

Da fuhr dem guten Gesellen ein Gedanke durch den Kopf, er richtete sich stracklich auf und sprach: „Der Voigt vom Königshofe ist bei mir gewesen und hat mich zu den Waffenleuten des Gotteshauses

verlangt, daß er einen rechten Kerl aus mir mache!“

Der Eindruck, den diese Rede auf die drei Weibsleute machte, war ein gewaltiger, denn die Mutter wie die Töchter wußten, daß der Ridag bisher fast alle Arbeit allein gethan, daß er sie ernährt mit seinen Händen; sie wußten, daß der faule, nachlässige Sprinksgut kaum für sich selbst schaffen könne, geschweige denn, daß er für sie sorgen werde. Wenn Ridag unter die Essendischen Waffenleute ging, dann mußten sie Alle arbeiten und zwar hart arbeiten, wenn sie nicht Hunger leiden wollten, das aber stand ihnen gar nicht an. Die Arbeit hatte schon im Gedanken daran für sie einen bitteren Geschmack. Deshalb begannen sie alsbald eine echte Weiberlitanei, sie klagten überlaut, schalten und schmeichelten wechselweise, demüthigten sich vor dem Bruder in alle Wege und erreichten damit gar nichts.

Ridag lag wieder auf seiner Bank und starrte in das Feuer des Herdes; der gute Gesell hatte es mit seinen Gedanken gehabt, bis heute aber war das Alles so wirr in seinem Kopf gewesen, überall ein

Dunkel, das nur hie und da von einem Lichtlein durchblitzt wurde; heute Abend war das anders, er sah einen hellen Schimmer, die geistige Nacht war nicht so finster mehr, er schlug sich in der Gedankendämmerung herum. Die gewaltige Willenskraft dieses Menschen bedurfte nur einer Aufstachelung, um ihn über den gewöhnlichen Kreis seines Lebens hinauszuführen und aufgestachelt hatte ihn sein Bruder Sprinksgut durch die Erinnerung an Kallinkradt. Ridag war es plötzlich klar geworden, daß er sich erst der Herrschaft in seinem Heimwesen, der Herrschaft, die ihm zukam, versichern müsse, bevor er wagen dürfe, Gerberge in seine Kotte zu führen. Alle seine Kräfte begannen zu erwachen, die angeborne List führte ihn zu dem rechten Mittel, er mußte Mutter und Schwestern ängstlich machen, darum warf er ihnen den Vorschlag des Voigtes hin; er wußte, daß jene sich vor der Arbeit fürchteten, sie mußten sich ihm ganz unterwerfen, sie mußten ihn bitten zu bleiben, dann konnte er seine Bedingungen stellen. Ridag war mit einem Schlage ein anderer Mensch geworden; er erkannte heut zum

ersten Male ganz klar die vollkommene Richtigkeit seiner Mutter, sie konnte der künftigen Hausfrau nicht gefährlich werden; er betrachtete mit Wohlgefallen die starken Gliedmaßen seiner Schwestern, die sollten der Gerberge als Mägde dienen, so mußte es sein, so wollte es Sitte und Brauch, und er wußte, daß er es durchsetzen werde. Sprinksgut aber, der konnte gehen, wohin er wollte, wenn er nicht Lust hatte, fleißig zu dienen. Das waren Ridag's Gedanken, als er an jenem Abend auf der Bank lag und in's Feuer starrte.

Zweites Capitel.

An Sanct Michelsmissentag.

Alle Christenleute im Beifang des Essendischen Königshofes und den angrenzenden deutschen Landen feierten Sanct Michelsmisse, oder, wie's im Volksmunde heißt, das „Küchenhimmelfest“, denn am Michelstage nach der Messe wurde das Rauchhuhn oder Michelshuhn auf dem Oberhof als Zins abgeliefert; von jedem Hause, aus welchem Rauch aufstieg, also von jeder Feuerstelle, wurde ein Huhn gegeben. Solches Huhn, so klein und jung als möglich, es war ein Kücken oder Küchlein, daher Küchenhimmelfest, nur mußte es so viel Kraft haben, daß es auf einen Dreibein, den Sitzschemmel jener Gegend, fliegen

konnte. Das war die Probe, konnte es auf den Dreibein fliegen, dann mußte es als Zinshuhn angenommen werden. Am Michelstage wurden auch die Herbstgerichte gehalten und die Geschäfte für den Winter geordnet; war das aber Alles vorüber, dann setzte man sich behaglich nieder, um die Michelsgans zu speisen und die mußte im neuen Wein schwimmen. Sanct Michelsmissentag war darum ein großer Festtag seit undenklicher Zeit in deutschen Ländern, der ging selber noch über den Großen-Jan (Sanct Johannistag), den Korn-Jakob und den Speck-Märten, denn Sanct Michel war der Schutzpatron von allen deutschen Ländern, der geistliche Herzog der deutschen Kriegsschaaren und so alt, daß die Leute sagten, Sanct Michel sei ein alter Gott in der grauen Heidenzeit gewesen, der den Namen Odin geführt, der habe sich taufen lassen und als Christ so viele herrliche Thaten gethan, daß er geworden sei „dux Michael protector Germaniae“ und allemal, bevor die deutschen Schlachthaufen zum Angriff kamen in den Normannen- und den Ungarkriegen unter den Carolingern, den Saliern und den Sachsen und auch

noch in den Kreuzzügen, schrieen die Gottescapläne auf der einen Seite: „Hilf, heilige Marie, Mutter und Magd!" auf der andern aber antworteten sie: „Hilf, heiliger Michel, Du deutscher Mann!" und dann stimmten sie eine lateinische Hymne an, die lautet in der Uebersetzung:

O, unbesiegbar starker Held —
Herzog Michael!
Führ' Du das deutsche Heer in's Feld
Herzog Michael;
O steh' uns zur Seite
O hilf uns im Streite
Herzog Michael!

Du unser Herzog in dem Streit ꝛc.
Beschirmest stark die Christenheit ꝛc. ꝛc.
Des Himmels Geister allzumal ꝛc.
Vermehren Deiner Streiter Zahl ꝛc. ꝛc.
Durch alle Welt zu Meer und Land ꝛc.
Sind Deine Schlachten wohlbekannt ꝛc. ꝛc.

Durch Dich, Du tapferer Degen liegt ꝛc.
Der alte böse Feind besiegt ꝛc. ꝛc.
O Held, deß Name wohlbekannt ꝛc.
Beschirm' das deutsche Vaterland ꝛc. ꝛc.
Die Engel rufe auf zur Wehr ꝛc.
Entbiete Dein Vasallenheer ꝛc. ꝛc.

Wirf nieder grimmer Feinde Wuth ꝛc.
Belebe der Verzagten Muth ꝛc. ꝛc.
Gib dann dem blutigen Gefild ꝛc.
Den holden Friedenssegen mild ꝛc
Von Pest und Hunger uns befrei ꝛc.
Der Knechtschaft Ketten brich entzwei ꝛc. ꝛc.

Mit Schwert und Schild und starker Hand
Herzog Michael!
Schütz' unser deutsches Vaterland
Herzog Michael!
O steh' uns zur Seite
O hilf uns im Streite
Herzog Michael!

Nur die Priester, die auch auf dem Schlachtfelde ihre Heerde nicht verließen, die Gottescapläne, sangen die Strophen, die Schaaren der Streiter stimmten nur mit dem Donnerruf: „Herzog Michael! Herzog Michael!“ ein und mit diesem Ruf rannten sie zum Angriff. Daher schreibt sich „der deutsche Michel“, der freilich jetzt eine Spottbezeichnung des deutschen Volkes geworden ist, ehedem aber dessen Kriegsname war, bei dessen Klang alle andern Völker zitterten.

Uebrigens ist das Lied wahrscheinlich gesungen worden, als ein Bardiet vor der Schlacht, als der heilige Michael noch ein Heidengott war und Odin

hieß; die Priester übersetzten es mit den nöthigen Abänderungen ins Lateinische.

So lange das deutsche Volk groß und stark war und gewaltig, da war auch dieser starke Heilige sein vornehmster Schutzpatron, die deutschen Kreuzfahrer sangen noch:

„Sanct Michael hat sich gebauet
Auf einem hohen Berg
Eine Veste mit hohen Mauern,
Ein Schloß gar ehrenwerth.

Da kommt ein Schiff gefahren
Wohl über das tiefe Meer,
Da drinnen die Pilgerschaaren
Sie kommen gar so fern.

Sie kommen aus deutschen Landen,
Deß sind sie wohlgemuth;
Sanct Michael, der schwenket
Zum Gruße seinen Hut.

Gott Vater sitzt am Steuer,
Daneben sitzt Gott Sohn,
Sanct Michel führet das Ruder,
Das ist der Pilger Lohn!“

Herzog Michael im Kriege wurde auch im Frieden von den deutschen Männern hochgefeiert; er hieß auch nicht umsonst Wein-Michel, denn die Michels-

Gans mußte in neuem Wein schwimmen und sein Festtag Sanct Michelsmisse fiel so recht in die Zeit, wo der Landmann ruht, weil der Sommer aus dem Lande zieht.

So feierten sie denn auch gar lustig und guter Dinge Sanct Michelstag in dem alten Sachsenstift Essende; überall kräuselten sich blaue Wolken über den Dächern, in allen Höfen und Kotten duftete es kräftig nach gebratenem Geflügel, fröhliche Stimmen der Menschen und Hunde wirrten durcheinander und selbst das Vieh ließ sich lustig wiehernd und brüllend vernehmen, zu Ehren des großen deutschen Herzogs Michael.

Es war in den Nachmittagsstunden; die Sonne beschien noch hell und auch noch ziemlich kräftig viel tausend fröhliche Menschen, und vielleicht war nur in einem Hofe, so weit man die Glocken von Sanct Quintin in Essen klingen hörte, die Festfreude nicht eingezogen, das aber war der Rusoppenhof.

Trotz des Sonnenscheins lag's wie eine Wolke über diesem Hofe, den man von der Landstraße, die von dem Oberhof nach Essen führte, recht gut sehen

konnte; das lange, niedrige Gebäude zog sich zwischen zwei nicht unbedeutenden Wassern hin, aber kein Rauchwölkchen zeigte sich über dem Strohdach, das unordentlich und zerzaust niederhing. Das heilige Storchnest am First war vom Sturm abgerissen.

Die Spuren des Verfalls zeigten sich immer deutlicher, jemehr man sich dem Gehöft näherte; die Umfassung war an mehreren Stellen gebrochen und nur jämmerlich wieder ausgeflickt, der Mistfahl vor der Ausfahrt war in einem kläglichen Zustande, überall grinsten dem Eintretenden Mangel und Noth entgegen. Und trat man auf die Diele, so zeigte sich der Herd fast zerfallen, das gastliche Feuer lag in der Asche; nur weniges und schlechtes Hausgeräth war zu bemerken. Die Thüren auf beiden Seiten, welche von der Diele nach den Ställen und den Wirthschaftsräumen führten, hingen lose in den Angeln, denn es gab hier weder Vieh noch Vorräthe mehr.

In diesen traurigen Umgebungen finden wir an jenem Sanct Michaelstage die Familie des Hofbesitzers versammelt.

Hinter dem Herde auf dem Dreibein sitzt eine alte Frau, groß und knochig von Gestalt, aber bis zum Entsetzen abgemagert, Grimm und Elend haben ihren Zügen etwas messerscharfes gegeben und ihre Augen gieren umher, wie die eines hungernden Wolfes; ihr Kittel ist schmutzig und zerrissen, ihre zitternden Hände liegen auf den Knien, sie hustet oft hohl und kläglich, aber sie spricht nicht; das ist Mutter Beleke, die Hausfrau, ein Bild des Jammers und der Verzweiflung.

Zu den Füßen der Mutter liegt ihre Tochter Oda, ein etwa achtzehnjähriges Mädchen, das geradehin eine Schönheit gewesen wäre, ohne die wilde Leidenschaftlichkeit, die ihre feinen Züge entstellte, verzerrte, die in den blauen Augen jählings aufflackerte, so daß sie beinahe schwarz erschienen. Die Mutter hatte so schön einst ausgesehen, wie dieses Mädchen, vielleicht schöner noch, bevor sie durch das Elend so grausam verändert wurde. Man konnte die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter noch immer finden.

Auf einem Holzblock saß der alte Rusoppe,

eine große, massive Gestalt, gewiß einst ein stattlicher und gutmüthiger Mann, jetzt finster, gedrückt, fast stumpf.

Etwas Stumpfes und Gleichgiltiges haben auch die beiden starken Jungkerle, die sich an der Einfahrt schläfrig dehnen, die Söhne des Hauses, Reep und Gerd, aber verzweifelt sehen sie gerade nicht aus; es mag ihnen gerade nicht besonders behaglich sein, aber sie schicken sich in das Elend und sind noch jung genug, um auf eine bessere Zukunft zu hoffen.

Sie bilden den Uebergang zu der einzigen Person auf der Diele, welche einen freundlichen Eindruck macht; das ist ein großes, sehr vollkommenes Frauenzimmer, welches sich um einen Topf bemüht, der auf dem Herde in der heißen Asche steht. Dieses Mädchen ist Gerberge, welche Ridag liebt. Sie hat gutmüthige blaue Augen, ein großes gewöhnliches Gesicht; in ihren derben Zügen herrscht eine unverwüstliche Heiterkeit vor. Es ist das eines von den Frauenzimmern, die sich schwer aus ihrer Gleichmüthigkeit herausreißen lassen, die oft Dummheiten sagen, aber nie Dummheiten machen. Gerberge ist kaum zwanzig

Jahre alt, sie sieht aber aus, als ob sie dreißig alt wäre und hat sich ersichtlich von dem Elend ihrer Lage nicht besiegen lassen, denn ihr Kittel, obgleich alt und geflickt, ist reinlich, von einem saubern Gürtel unter der vollen Brust zusammengehalten und zeigt sogar einige Spuren von Verzierungen; auch ist das schlichte Blondhaar in der Mitte der Stirn gescheitelt und liegt glattgestrichen an der rothen Wange.

Es hatte lange eine tiefe Stille auf der Diele des unglücklichen Hofes geherrscht, da stand der alte Rusoppe plötzlich auf und sprach mit tiefer Stimme: „Das Ding muß längst zu Ende sein, wo nur der Holzgraf bleibt!“

„Fluch über den Holzgrafen!“ zeterte Mutter Beleke, „Fluch über den glattzüngigen Thetmar! Er hat so oft in meines Vaters Hofe sich sattgegessen, so oft mit uns getrunken hier und hat uns jetzt vor's Ding gebracht, Fluch über ihn, Fluch!“

Ein Hustenanfall unterbrach die wüthende Frau, die wie eine Wahnsinnige die Hände rang, aber der Fluch wurde doch vollendet, denn mit schallender Stimme und furchtbarer Energie setzte ihn Oda fort.

Aber endlich schwieg auch sie und man vernahm nur noch die hohlen, pfeifenden Athemzüge der Mutter Beleke.

„Was hilft dein Fluchen, Weib," begann Rusoppe nach einer Weile wieder, „der Thetmar hat als Exe seine Pflicht gethan, er mußte mich vor das Ding der Waldboten bringen, als es drei von den Waldgenossen verlangten; an seiner Stelle hätte ich gethan gleich ihm. Der Spruch der Waldboten fällt gegen mich, oder ist schon gegen mich gefallen, und ich kann nicht mal sagen, daß er ungerecht wäre, denn mein Vater hat mir öfter vertraut, als ich noch ein Jungkerl war, daß sich sein Vorfahr im Hof der Blumwarigkeit mit Unrecht angenommen, er habe nur das Recht zum Dust gehabt. Damals aber hatte die Genossenschaft noch zweimal so viel Wald, als sie jetzt hat und sie nahm's so genau nicht, zumal da meines Vaters Vorfahr im Hof schon Eichen und Buchen gepflanzt hatte; der Spruch ist gegen mich und ich kann nicht darüber klagen!"

„Mann, Mann," schrie die Frau, „wir sind frei, wir müssen frei bleiben, lieber sterben als dienstbar werden!"

„Ich gehe auf den Königshof!“ versetzte der alte Mann gedrückt.

„Ich speie auf den Sohn des Wehrfesters, der sich und seine Kinder dem Voigt giebt!“ tobte die Mutter Beleke, „ich will sterben, aber nicht Dienst thun!“

„Ich will mit Dir sterben, Mutter,“ rief Oda wild und schüttelte ihr wirres Haar, „ich will lieber in den Wald und mit den Wildfängen hausen, als eine Magd sein im Oberhof!“

„Schweig, Mädchen!“ gebot der Alte, aber er preßte seine breite Hand auf's Herz, als könne er damit seinen bittern Schmerz bewältigen.

„Ich bleibe bei Dir, Vater,“ tröstete jetzt Gerberge, und ihre sonst etwas rauhe Stimme hatte einen milden Klang, „die Mutter braucht nicht auf dem Hof zu dienen und Oda auch nicht, ich will ihre Dienste thun; Du kannst das mit dem Voigt ausmachen, er ist ein guter Mann, er hat's bei den Nerikens auch zugelassen, und auch Du, Vater, sollst keinen Dienst mehr thun, Reep und Gerd dienten für Dich, wir drei gehen zu Hof, ihr drei schafft im Hofe, so hat Jeder das Seine!“

Der alte Rusoppe blickte mit trüber Milde nach dem Mädchen hinüber, die beiden Jungkerle nickten, zum Zeichen, daß sie mit der Schwester einverstanden.

Mutter Beleke aber erstickte fast vor Husten, und so wie sie wieder Athem hatte, schrie sie: „Geh' hin, verworfene Dirne, diene dem Voigt als Magd, aber meine Tochter bist Du nicht mehr; nimm Dir Einen von den schmutzigen Dienstkerlen und bringe Knechtskinder zur Welt, elende, schändliche Dirne, Du!"

„Und die beiden jämmerlichen Buben," fuhr Oda hämisch fort, „sie haben von Männern nur die Gliedmaaßen, die Herzen aber haben sie von faulen Hunden; feige Gesellen ihr, ihr fürchtet Euch nur vor dem Hunger, Euch lüstet nach dem dicken Knechtsbrot; das ist wie das Vieh, es arbeitet aus Furcht vor der Peitsche und freut sich an der vollen Krippe!"

„Ich will nicht länger hungern!" knurrte Gerd.

„Das Arbeiten im Dienst kann nicht schlimmer sein, als es bis jetzund gewesen!" setzte Reep sehr aufrichtig hinzu.

Oda hatte allerdings in Bezug auf die Brüder

das Richtige so ziemlich getroffen; diese hatten bisher unverdrossen, wie Lastthiere mehr als wie Menschen, gearbeitet für ihren Hof, die Arbeit konnte nicht härter werden im Dienst; ja, sie wußten recht gut, daß sie viel leichter werde, und sie hatten wirklich das Hungern satt, die armen Kerle!

Die Mutter hustete gefährlich, Oda aber lachte so schneidend und grimmig, daß es den drei Männern durch Mark und Bein ging. Nur Gerberge, welche aus dem Topf eine hölzerne Schaale mit Suppe gefüllt, trat freundlich mit derselben zur Mutter.

Die wüthende Alte schlug ihr die Schaale aus der Hand; ohne ein Wort zu sagen, hub das Mädchen die Schaale auf und kehrte mit derselben zum Herde zurück.

Der alte Rusoppe schüttelte den Kopf, er mißbilligte das Benehmen seiner Frau, aber er sagte kein Wort. Draußen schlugen die Hunde an.

„Vater, der Exe kommt!“ rief Gerd.

„Paschendael und Henne sind bei ihm!“ setzte Reep hinzu.

Rusoppe faltete mühsam die von harter Arbeit

steifen Finger; er wußte, was da kam; ein Gebet, das nicht Worte fand, zitterte auf seinen Lippen, die schwere Stunde war da, die ihn aus einem Wehrfester zum Hörigen machte. Theilte er auch einerseits das bis zum Wahnsinn krankhaft gesteigerte Gefühl der Schande nicht, was sein Weib beseelte, so konnte er doch anderseits auch nicht die Gleichgiltigkeit hegen, mit welcher drei seiner Kinder die Sache aufnahmen. Es war ihm ein tiefer, tiefer Schmerz.

Gerberge und ihre Brüder waren übrigens nicht allein gleichgiltig gegen den Uebergang in den Stand der Hörigkeit, sondern sie begrüßten denselben vielmehr als die Erlösung aus dem Elend, wenn sie es auch nicht sagten, um den Vater nicht zu kränken. Und das war ganz natürlich, denn sie befanden sich gegen alle ihre Umgebungen in einer Ausnahmstellung, die durch Armuth zu einer unerträglichen Last geworden. Alle ihre Nachbaren, Freunde und Bekannte waren hörig, dem Königshof dienstbar geworden im Laufe der Jahre. Es gab in den Stiftslanden nur noch sehr wenige freie Höfe und selbst die kleine Waldgenossenschaft, welche sich noch behauptet hatte, bestand nur

noch aus etlichen Wachszinsigen, die meisten Antheile der Genossenschaft gehörten schon dem Oberhof.

Der Mutter zürnten die Kinder nicht, sie war immer eine stolze Frau gewesen, jetzt war sie alt und krank, es konnte nicht anders mit ihr werden; aber die Brüder waren ihrer Schwester Oda gewaltig auffässig, weil diese die Mutter noch reizte und bestärkte in ihrem Starrsinn. Warum aber das leidenschaftliche Mädchen also that, das wußten die Brüder auch, sie wußten, daß sich Oda verbiestern wollte, weil sie einen Biesterfreien liebte, den verrufenen Kallinkradt, obwohl der nichts von ihr wissen mochte, sondern vielmehr ihrer Schwester Gerberge nachging.

Reep und Gerd aber waren dem Kallinkradt todtfeind, einmal weil er ein Biesterfreier war; denn alle Leute, die in geschlossener gesellschaftlicher Reihe stehen, hegen eine natürliche Abneigung gegen Diejenigen, welche sich außerhalb derselben behaupten wollen; dann aber auch, weil Kallinkradt allen Dirnen den Kopf verdrehte und schon ein Paar beredet hatte, mit ihm in den Wald zu gehen und sich zu verbiestern.

Der Holzgraf mit den beiden Waldboten trat auf die Diele.

Es waren drei alte Kerle gewöhnlichen Schlags mit ehrlichen, beschränkten Gesichtern.

„Rusoppe," sprach der Exe gleichgiltig, „das Ding hat gegen Dich gesprochen, Deine Blumwarigkeit im Walde hat aufgehört von diesem Tage an, so ist entschieden von den Waldboten und ich habe Dir das jetzt kundgegeben von wegen der Genossenschaft, als deren erwählter Exe. Paschendael und Henne sind gekommen, mir zu bezeugen, daß ich Dir den Ausspruch der Genossenschaft kund gethan. Habe ich gesprochen, wie mir die Waldboten geheißen?"

„Exe, Du hast kundgethan und gesprochen, wie Dir die Waldboten geheißen, dessen sind wir Zeuge!" erwiederten die beiden Männer ruhig.

Da den Dreien Keiner antwortete, sie auch Keiner begrüßte, so begaben sie sich hinweg, und schwatzten auf dem Rückwege, laut genug, daß es die armen Leute hören konnten, und auch lieblos genug von dem Elend und der Armuth auf Rusoppenhof, so

wie's die gewöhnliche Sorte von Menschen zu allen Zeiten in der Art gehabt hat.

Wieder fluchte und hustete Mutter Beleke, der alte Rusoppe saß auf seinem Holzblock und schwieg; Gerberge gab ihren Brüdern einen Wink und ging mit ihnen um die Ecke des Hauses. Kaum war das geschehen, da richtete sich Oda auf von ihrem Lager zu den Füßen der Mutter, schlich dann leise an die Ausfahrt, lauschte und flog drauf leicht wie ein Vogel am Rande des Teiches hin einem waldbewachsenen Hügel zu, der dicht an der Landstraße lag.

Der dichtbewaldete Hügel, auf welchen Oda fliegenden Lauf's zueilte, bildete in dieser Richtung eine Art von vorgeschobenem Posten des Bergwaldes in dem bewohnten, oder bebauten Striche; wer sich hier verbarg, konnte im Fall der Entdeckung sich leicht der Verfolgung entziehen, er brauchte nur die Straße zu überspringen und jenseits derselben das Holz gewinnen, welches von der Stelle an immer breiter und dichter werdend, sich durchaus bergan zog, bis es mit dem schluchtenreichen, zum Theil undurchdringlichen Bergwald zusammenstieß.

Niemand bemerkte das leidenschaftliche Mädchen, welches dem Hügel zustürmte, denn die Gegend um Rusoppenhof war überhaupt einsam, trug den breiten Stempel der Vernachlässigung und heute war all' das Volk versammelt in Höfen und Schenken zu Spiel und Tanz oder beim Becher.

Oda drang auf einem schmalen, selten betretenen und kaum sichtbaren Pfade ein in das dichte Unterholz und stand endlich, hochaufathmend und scheue Blicke um sich werfend, auf einem kleinen freien Platz, der sich etwas vertieft, in der Mitte des Gehölzes fand. An diesem Platze lag das Gerippe eines Thiers, wahrscheinlich eines Pferdes, ein Haufen von durch Sonne und Wind, Regen und Schnee gebleichter Knochen.

„Kallinkradt!" rief das Mädchen mit gedämpfter Stimme und blickte furchtsam um sich.

„Wer ruft mich?" entgegnete es mit tiefem Laute und hinter dem dicken Stamme einer alten Buche trat die Gestalt des gefürchteten Wildfangs hervor.

Der Biesterfreie war eine eigenthümliche, beinahe

phantastische Erscheinung; wer ihn sah, der begriff sofort, daß es diesem Manne gegeben war, Männer zu schrecken und Weiber zu verlocken.

Kallinkradt war von beinahe riesenhafter Größe, dabei aber von auffallend schönem Gliederbaue; sein dunkles Haar fiel lang und leicht gelockt über die Schultern tief auf den Rücken herab; die weißen Zähne zeigten sich zwischen den üppigen, hellrothen Lippen, umgeben von einem gewaltigen Bart, welcher Wangen und Oberlippe und Kinn dicht bedeckte, dann aber voll und schwer auf die Brust niederhing. Steil und kühn sprang die Nase vor unter der zwar schmalen aber doch stark entwickelten Stirn, und in den großen dunklen Augen leuchtete bald die Kühnheit, bald blitzte die List. Diese Augen konnten ebenso gut drohen und schrecken, wie locken und schmeicheln.

Der Wildfang war stattlich gekleidet; sein Beinkleid, das auch zugleich den Fuß umfing, war von festem Wildleder und schloß so schmeidig, daß es die kräftigen Formen von Waden und Lenden plastisch hervortreten ließ; den weißgrauen Kittel, der an den Aermeln und an der Brust zierlich ausgenäht war,

hatte der Wildfang aufgenommen und in den Gürtel gesteckt, um den Beinen bei Sprung und Lauf vollkommenen Spielraum zu gewähren. An diesem Gürtel hing ein ziemlich langes Messer mit einer starken und breiten Klinge und wuchtigem Holzgriff. Auf der linken Schulter lag dem Manne ein Thierfell, welches er als eine Art von Mantel benutzen mochte.

So, einen Speer mit starkgekrümmtem Widerhaken in der Rechten, trat Kallinkradt zu dem athemlosen Mädchen.

„Was hast Du mir zu sagen?“ begann Kallinkradt und blickte zu Oda nieder; kein König konnte hochmüthiger und gleichgültiger auf seinen letzten Diener blicken.

Das Mädchen bebte unter diesem Blick und stammelte: „Ich will Alles thun, was Du willst!“

„Das weiß ich!“ entgegnete der Wildfang hart.

„Ich bin hierher gekommen!“ sagte Oda flüsternd und wagte zu dem Mann schüchtern aufzublicken.

„Was ist daran gelegen, daß Du hierher kommst,“ sprach Kallinkradt mit empörender Frechheit, „ich

habe Dir geboten, Gerberge, Deine Schwester, hierher zu führen! Wo hast Du sie? Ist das Dein Gehorsam?"

Oda (auffahrend): „Gerberge, immer nur Gerberge, er denkt nur an die dicke, dumme Dirne!"

Kallinkradt (wegwerfend): „Was versteh'st Du davon?"

Oda (außer sich): „Du bist kein Mann, kein Mensch mehr, Du willst mich morden, Du wilder Teufel, Du!"

Kallinkradt (höhnisch lachend): „Weißt Du's so genau, daß ich der Teufel bin? ei! was läufst Du denn dem Teufel nach? habe ich Dir's geheißen?"

Oda (weinend): „Kallinkradt, Du weißt, daß ich Dich liebe, Du weißt, daß ich Dein sein will, daß ich mit Dir gehe, so weit Du willst!"

Kallinkradt (ruhig): „Du kennst mein Wort; allein mag ich Dich nicht, aber komme mit deiner Schwester Gerberge, dann will ich euch beide mit mir nehmen und ihr sollt in dem Lager der freien Männer im Bergwald gleich Fürstinnen sein vor den andern Weibern!"

Oda (gepreßt): „Dann kann ich nie die Deine werden, dann will ich hingehen und mich aufhängen am Weidenbaum über dem Teich, denn Gerberge will in ihrer Thorheit nichts wissen von Dir und der Freiheit, sie lacht mir ins Angesicht, wenn ich von Dir rede, sie nennt Dich einen Dieb und Mörder; und in diesen Tagen wollen sie alle hingehen, der kindische Alte an der Spitze, und sich dem Voigt im Königshof zu eigen geben, sie wollen sich satt essen an Dienstbrot, möchten sie an dem ersten Bissen ersticken!"

Kallinkradt (lauernd): „Ich sah den Holzgrafen die Straße herauf kommen, den elenden Thetmar und zwei schmutzige Gesellen mit ihm!"

Oda: „Sie brachten den Spruch aus dem Ding, sie haben den Rusoppenhof dustwarig gesprochen und das Haus der freien Männer zerstört."

Kallinkradt: „Und Deine Mutter? die Beleke hatte immer ein feurig Herz zur Freiheit!"

Oda: „Meine arme Mutter liegt zwischen Leben und Sterben."

Kallinkradt (roh): „Zwischen Leben und

Sterben liegen wir Alle und die alte Beleke hat ein zähes Leben; sie hustet schon lange, ich habe sie oft Nachts gehört, wenn ich um Rusoppenhof schlich, der Gerberge wegen, sie stirbt noch lange daran nicht; so ein altes Weib kann viel aushalten. Geh heim, Mädchen, hetze sie an mit brennenden Worten, daß sie den alten Rusoppe irr und wirr macht mit ihren Reden, wie sie sonst doch schon oft gethan; er soll sich verbiestern mit seinem ganzen Hause, dann muß die Gerberge wohl mit und Dir soll's wohl bekommen, Mädchen!"

Er ließ seine Blicke eine Weile mit ganz eigenthümlichem Ausdruck auf Oda ruhen; das Mädchen bebte unter diesem Blick, dann stieß es plötzlich einen hellen Schrei aus, sprang an dem Wildfang empor, schlang beide Arme um dessen Hals und küßte ihn so leidenschaftlich auf den Mund, als wolle es ihn ersticken.

Kallinkradt stand fest wie ein Baum in diesem Liebessturm, er hielt ihn einige Augenblicke geduldig aus, dann schüttelte er das Mädchen mit einer einzigen energischen Bewegung von sich ab, so daß es auf die Knie vor ihm niederfiel.

„Steh auf und thue, was ich Dir gesagt habe!“ befahl er herrisch.

„Habe Erbarmen mit mir, Kallinkradt!“ flehte Oda mit erhobenen Händen.

„Bring mir Gerberge, ich halte mein Versprechen!“ lautete die ruhige Antwort.

„An dem kindischen Alten und der Mutter Beleke ist Dir nichts gelegen“, sprach jetzt Oda aufstehend. „Gerberge aber und die beiden Jungkerle sind fest entschlossen, sich nicht zu verbiestern, da kann Mutter Beleke nichts schaffen: aber ich weiß ein Anderes; die Gerberge hält es mit keinem Manne, ich kann's sagen, denn ich habe sie belauert seit der Stunde, da Du mir befohlen, daß ich sie Dir bringen solle; indessen hat sie immer freundlich gethan mit dem schmutzigen Knecht, dem Ribag; sie ist viel bei ihm gewesen, als sie noch ein Kind war, wenn der zu ihr schickte und sie rufen ließe, dann käme sie gewiß. Nun, laß sie Dir rufen an irgend einen Ort, in Ribag's Namen, und wenn sie kommt, dann nimm sie und führe sie fort in die Berge. Um mich aber kümmere Dich nicht, denn

wenn die Gerberge nicht wieder kommt, dann weiß ich, daß mein Glück nahe ist, ich folge Deinen Spuren und werde Dich zu finden wissen!"

„Ei, das ist klug gesprochen", entgegnete Kallinkradt mit sichtlicher Befriedigung und gnädig ließ er sich herab, dem unglücklichen Mädchen einige Liebkosungen zu machen, welche Oda mit Entzücken aufnahm und mit Leidenschaft erwiederte.

Diese beiden Menschen nahmen nun noch allerlei Abrede über die Orte, an denen sie sich in den nächsten Tagen Mittheilungen machen wollten; während dieser Besprechung aber hatte der Wildfang immer zu thun, die beinahe wahnsinnige Leidenschaft Oda's in den Schranken zu halten. Der schlaue, gewissenlose Gesell war durch die Liebe der armen Dirne durchaus nicht gerührt, er liebte sie nicht, sie reizte, obgleich sie eine Schönheit war, seine Sinne nicht; sie war ihm sogar zuweilen lästig, aber er wußte recht gut, daß sie mehr als eine Sclavin, daß sie ein willenloses Werkzeug in seinen Händen war durch ihre Liebe zu ihm; darum stachelte er sie bald durch Hohn und Kälte, bald beruhigte und beglückte er sie wieder durch

Liebkosungen; sie zitterte vor seinem Blick, sie bebte vor seinem Wort, das gefiel dem hochmüthigen wüsten Gesellen, der sich heute einen König im Bergwalde nannte und sich frei glaubte, obwohl er recht gut wußte, daß er, morgen vielleicht schon, ein gehetztes Wild war.

Unter diesem Gespräche war die Dämmerung hereingebrochen, ein eisiger Nachthauch ging leise durch das Holz und rührte mit kalter Hand an Oda's glühende Wange, so daß sie fröstelnd zusammenbebte; ein schriller Pfiff gellte von Jenseits der Straße herüber, mit einem Satz war Kallinkradt im Holz und nur ein leises Bewegen der Blätter verrieth die Stelle, an welcher er sich in die Büsche geschlagen.

Oda's Augen stierten eine Weile auf diese Stelle, dann irrten sie suchend um, bis sie plötzlich funkelten wie die eines wilden Thiers. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, darauf wendete sie sich um und wandelte den zierlichen Kopf leicht zur Seite geneigt mit langsamen Schritten auf demselben Wege, auf welchem sie hergeflogen, nach Rusoppenhof zurück.

Langsam ging das Mädchen, so langsam, daß

die Dunkelheit es ereilte auf dem Wege; scheu blickte sich Oda um von Zeit zu Zeit, denn es war ihr, als käme es mit leichten, kaum vernehmbaren Schritten hinter ihr her, aber sie sah nichts und es war noch nicht völlig dunkel; sie blickte sich wieder um, denn es war ihr, als habe es von hinten leise an ihr Haar gerührt und wieder, als wehe ein Odem an ihrer Wange. Dem Mädchen begann zu grausen, aber es ging langsamer noch als vorher, denn es hatte ein dunkles Gefühl, daß es verloren sei, wenn es laufe. Die Schatten ringsum wurden so seltsam, der Weg war so lang und die Füße wurden ihr so schwer; vergebens rang die Dirne gegen die Schauer, die immer angstvoller sie zu umdrängen schienen. Aus weiter Ferne vernahm sie den Schall fröhlicher Stimmen aus einem Hofe, wo Gäste beisammen waren, sie hörte auch die Hunde anschlagen in Rusoppenhof, sie kannte die Stimmen der verschiedenen Hunde, das gab ihr etwas Muth. Nun kam sie an den Teich, dicht an ihrem väterlichen Hofe, schaudernd blickte sie hinein, sie wollte nicht, aber sie mußte hineinblicken; was war das? es glänzt so matt weiß!

es hebt sich flimmernd heraus aus der Fluth! Jetzt sieht sie's genau, es ist ein nackter Leichnam, es ist die Leiche einer Frau! Oda beugt sich, um das Antlitz zu erkennen, hinter dem her das aufgelöste Haar auf dem Wasser schwimmt: „Herr Jesus Christus, steh mir bei!“ sie ist es selbst, Oda hat sich selbst erkannt und taumelnd hält sie sich an dem Weidenbaume fest.

Einen Augenblick später springen die Hunde aus Rusoppenhof bellend und schmeichelnd an ihr empor, sie streicht das Haar aus der Stirn und wirft einen scheuen Blick auf den dunkeln Wasserspiegel des Teichs, da ist kein Leichnam, da ist nichts Weißes mehr, erleichtert athmet das Mädchen auf.

„Der Wassermann hat mich geneckt!“ spricht sie leise vor sich hin, aber sie fährt zusammen, denn sie weiß es wohl, daß der Wassermann nur denen, die zu seinen Opfern bestimmt sind, im Voraus ihre Leichen zeigen kann.

Auf der Diele hustete Mutter Beleke auf ihrem Dreibein, Vater Rusoppe saß noch ebenso auf seinem Holzklotz, wie Oda ihn am Nachmittage verlassen,

Gerberge aber stand am Herde und rüstete eine Nachtkost, reichlicher als sie seit langer Zeit hier gewesen, die Brüder waren nicht daheim. Oda legte sich zu den Füßen ihrer Mutter nieder, stützte ihr Haupt auf deren Knie und vertraute ihr fröstelnd und flüsternd, was ihr begegnet.

Reep und Gerd, die beiden Söhne des alten Rusoppe, waren, wenn man eben nicht eigne Gedanken von ihnen verlangte, ein Paar gute junge Kerle, die stets einig an einem Strang zogen und zwar immer willig und tüchtig zogen; keine Führer und Meister, aber tüchtige Hände und Gehilfen überall für den, der sie an die richtige Stelle zu bringen verstand.

Mit dem steigenden Elend in Haus und Hof hatte, nicht sowohl die Autorität, als vielmehr der Einfluß des Vaters bei ihnen abgenommen; der alte Mann wußte sich keinen Rath mehr und damit verlor er auch die Leitung der Seinen. Zunächst hatte sich nun die kühne, leidenschaftliche und herrische Oda der Brüder bemächtigt und sie eine Zeitlang gebraucht und gemißbraucht, das aber hatte nur kurze Dauer gehabt, denn je klarer den beiden Jungkerlen die Ver-

bindung ihrer Schwester mit dem verhaßten Kallinkradt wurde, und selbst ihrer Beschränktheit konnte nicht lange verborgen bleiben, was Oda sich kaum zu verstecken die Mühe nahm, desto mißtrauischer zogen sie sich von der jüngern Schwester zurück und wendeten sich der Aelteren zu, welche in ihrer stets gleichmüthig heitern und leidlich verständigen Weise keiner Herrschaft über die Brüder begehrte und ihnen doch vielfach nützlich war.

Als das Elend im Hofe beinahe bis zur Unerträglichkeit stieg und die letzte Katastrophe wegen der Blumwarigkeit herannahte, da standen die Brüder mit Gerberge in einem festen Bunde, ohne es eigentlich zu wissen; sie ergriffen, ohne bestimmten Plan, die Mittel, welche sie nach ihrer Kenntniß ergreifen konnten, um sich selbst und ihre Eltern vor dem Hungertode, oder, was in ihren Augen noch schrecklicher war, vor der Verbiesterung zu schützen. Der alte Rusoppe, immer mehr in Stumpfheit versinkend, war eigentlich keines Entschlusses mehr fähig; die Mutter Beleke führte bei steigender Krankheit eine grauenvolle Existenz denn sie konnte nur noch husten und fluchen, Oda

aber kümmerte sich um das Alles nur so viel, als es ihr Verhältniß zu Kallinkradt anging.

Als heute nach Abgang des Holzgrafen und der Waldboten Oda davoneilte, um sich in die Arme des Biesterfreien zu stürzen, winkte Gerberge ihre Brüder hinter das Haus und sprach hier zu ihnen: „Jetzt geht ihr und sucht mir den Ridag auf, der ist einer von den ordentlichsten Leuten im Beifang, der war mir schon gut, als ich noch so klein war, daß ich nicht allein gehen konnte und ist mir und Euch immer freundlich gewesen; dem Ridag sagt ihr einen Gruß von mir und bittet ihn, er möge unsertwegen mit dem frommen Pater Walram reden. Pater Walram hält große Stücke auf den Ridag, das hat mir der Pater selbst gesagt. Der geistliche Herr hat uns auch helfen wollen und der Vater wäre sicher dabei gewesen, aber damals war die Mutter noch zu mächtig bei ihm und sie litt es nicht. Der Ridag soll mit dem Pater unsertwegen reden und ihm sagen, daß sich der Vater dem Oberhof und dem Voigt zu eigen geben wolle. Der Pater weiß es dann schon zu machen, daß wir gute Bedingungen bekommen, daß

der Vater nicht die Dienste selbst zu thun braucht, daß wir wieder Vieh und Geschirr im Hofe haben; Ribag weiß das Alles und der fromme Pater noch besser. Wegen der Mutter brauchen wir nichts zu sagen, denn die macht's nun bald aus!"

So sprach das verständige Mädchen, die Brüder aber nickten und Reep wollte sofort abgehen, Gerd aber hielt ihn zurück und sprach finster: „Du hast nichts von Oda gesagt!"

„Wohin wir Alle mit dem Vater gehen, dahin muß die Oda auch!" entgegnete Gerberge fest.

„Sie geht nicht mit uns", rief Gerd zornig, „der blutige Schurke, der Kallinkradt läßt sie nicht mit uns gehen!"

„Noch ist's Zeit, denke ich", sagte Gerberge, „er hat sie noch nicht, aber wenn wir nicht jetzt gleich in Schutz und Dienst des Gotteshauses kommen, ist sie dem schlimmen Gesellen verfallen, gerade ihretwegen eilt, sprecht mit dem Ribag!"

Reep und Gerd schüttelten die Köpfe, sie theilten die Hoffnung der Schwester nicht, mochten auch wohl mehr von Kallinkradt und Oda wissen, als sie, aber sie nickten Gerberge zu und eilten dann,

immer in gleichem Schritte neben einander, dem Schauerkreuze zu, um, gehorsam der Schwester, mit Ridag zu reden.

Die beiden Jungkerle waren guten Muth's, sie betrachteten, ebenso wie ihre Schwester Gerberge, den Uebergang zur Hörigkeit als eine Erlösung vom Elend; sie liefen gern zu Ridag, denn der war ihr Freund und auf den Pater Walram setzten sie das vollste Vertrauen. Und wer im Essendischen Stift hätte nicht Vertrauen zu dem Pater Walram gehabt?

Die Kirche hatte in jenen rauhen Zeiten vorzugsweise die Mission, den Armen und Bedrückten in harten Verhältnissen zu helfen und mächtig vermittelnd zwischen die schroffen Gegensätze zu treten. In allen Perioden des Mittelalters hat die Kirche ausgezeichnete Diener gezählt, die gerade in Ausführung dieser hohen Aufgabe unendlich segensreich gewirkt haben; ein solch' gesegneter Diener war für die Essendischen Länder fast während des ganzen zwölften Jahrhunderts der Pater Walram, Benedictiner-Ordens, ein älterer Bruder des Ritters Salentin von Ardey, der auf dem Königshofe als Erbvoigt saß.

Drittes Capitel.

Vom Raben und der Reitstange.

Der in unserer Erzählung schon so oft erwähnte Königshof lag am Fuße des schön bewaldeten, von dem Fuße bis zur Spitze mit Eichen und Buchen bestandenen Blumberges und sah in eine wohlbebaute, lachende Ebene hinein, welche in einem malerisch geschwungenen Bogen von einer sanft ansteigenden Hügelreihe eingeschlossen wurde. Es war das damals eines der reichsten Stücke des Essendischen Stiftes.

Der Königshof selbst bestand aus einer Anzahl von verschiedenen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, welche eine Gruppe um ein langes, niedriges Haus bildeten, das sich an einen nicht sehr hohen, aber räum-

lichen steinernen Thurm von schwerfälliger, viereckiger Bauart anlehnte und von einer steinernen Mauer mit Zinnen und Wallgang zur Vertheidigung umschlossen war.

Im Falle einer feindlichen Heimsuchung konnten in diesen Mauern die werthvollsten Heerden und Vorräthe des Königshofes, sowie auch die Leute Schutz und Vertheidigung finden.

Der viereckige Thurm, dessen Zinne die ganze Umgebung beherrschte, bildete nicht nur die Grundlage und Hauptstärke der Vertheidigung des Königshofes, sondern enthielt auch, außer einer kleinen der heiligen Jungfrau und dem heiligen Moritz geweihten Kapelle, die Wohnung des Erbvoigts im Königshofe und seiner Familie. In diese Wohnung stieg man auf einer schmalen Treppe, die oben durch eine schwere Fallthür verschlossen werden konnte, aus der weiten, aber niedrigen Halle herauf, in welcher sich die Waffenleute des Ritters und die Beamten des Oberhofes aufzuhalten, oder zu versammeln pflegten. Die Wände derselben waren dicht behängt mit Kriegs- und Jagdwaffen aller Art, Roßgeschirren und ähnlichen

Dingen. Zwei mächtige Tische, mit daran befestigten Bänken, aus Eichenholz zurecht gezimmert, füllten den Mittelraum und ließen nur den Platz frei, der nöthig war, um zu dem Heerde gelangen zu können, auf welchem fast immer ein Feuer brannte; eine Anzahl von dreibeinigen Holzschemeln um den Heerd herum bot den vornehmsten Beamten und Waffenleuten die Ehrensitze, während die anderen sich mit den Bänken um die Tische begnügen mußten. In dieser Halle, welche beständig von Rauchwolken, die an Decke und Wänden hinzogen und nur durch die Thür und etliche schmale Doppelscharten ihren Ausgang fanden, erfüllt war, herrschte stets eine halbe Dämmerung. Das Feuer auf dem Heerde erleuchtete nur einen kleinen Kreis und das durch die Thür einfallende Licht reichte nicht bis zur Mitte der Halle.

Stattlicher und auch etwas bequemer war die Ausstattung der Räume, welche, in den drei Stockwerken über der Halle gelegen, die Wohnungen des Erbvoigts und der Mitglieder seiner Familie enthielten.

In einem ziemlich umfangreichen Eckzimmer des zweiten Gestockes, von dessen Fenstern sich eines nach dem

schön bewaldeten Blumberge, das andere nach der fruchtbaren Landschaft öffnet, finden wir am Abend nach dem St. Michelsmissentag die Familie des Erbvoigts vom Königshof versammelt.

Die Sonne ist im Untergehen, sie wirft durch das eine Fenster ihre letzten Goldstrahlen prächtig herein, während an dem anderen schon die Abendschatten lauern. Das Gemach ist bis zur halben Höhe mit dunkelbraunem Eichenholz vertäfelt, auf dem weißen Anwurf darüber sieht man Gemälde, steif gehaltene Figuren, aber schön gefärbt, die Geschichte des verlorenen Sohnes darstellend, deren rothe, graue und tiefblaue Gewänder im Abendstrahl glühen. Das Gemälde ist ein Werk des kunstsinnigen Benedictiners, des Pater W a l r a m von A r d e i, dessen Hand fast alle Gemächer des Thurmes mit Gemälden geschmückt hat. Der von der ganzen Gegend geliebte Priester sitzt mit seinem weitfaltigen schwarzen Ordenskleide angethan auf einer Fensterbank und beugt sein edles, von der reinsten Güte strahlendes Antlitz nieder zu einem kleinen Knaben, von vier Jahren etwa, in einem weißen Wollenkittel, der mit seinen nackten Füß-

chen und runden Beinchen auf dem harten Estrich des Fußbodens steht, sich mit den Ellenbogen auf die Knie des geistlichen Herrn stützt und mit gefalteten Händen, Wort für Wort, das Gebet nachspricht, welches ihm der Oheim lehrt. Es ist ein lieblicher Contrast zwischen der noch halb unbewußten Kinderfrömmigkeit, die aus den großen Kinderaugen des Knaben blickt und der Heiligkeit, die sich in dem milden und doch klugen Antlitz des Priesters und in seinen geistvollen dunkeln Augen ausspricht.

Dieser Knabe, der nach seinem geistlichen Oheim Walram getauft ist, sich selbst aber „Rabe" nennt und darum von Allen auch so genannt wird, ist der älteste Sohn und Erbe des Ritters von Ardei, also der künftige Erbvoigt des Essendischen Stiftes im Königshofe.

In der andern Fensternische sitzt der Ritter mit seinem Leibknappen Florenz, demselben hübschen Burschen, den wir schon im Walde bei der Sauheerde Ridag's gesehen; der Ritter trägt einen bequemen alten Pelzmantel, der Jüngling aber einen zierlichen Hausrock von violettem Tuch. Die Beiden haben

zwischen sich ein Tischlein mit einer großen Bierkanne von schwarzem Holze, deren Dauben gar zierlich mit silbernen Reifen umschlossen sind, und einem Würfelbecher von Sohlenleder. Die Würfel aber haben jetzt Ruhe; der Erbvoigt trägt billig Scheu, die heiligen Worte, die er von seines Bruders und seines Sohnes Munde hört, mit dem Geklapper der Würfel zu begleiten; er lauscht vielmehr aufmerksam den frommen Klängen und läßt auch vorsichtig den Deckel der Kanne nieder, wenn er getrunken hat und das mächtige bauchige Gefäß dem Florenz zuschiebt.

Dem Leibknappen scheint's auch nicht unlieb, daß der Würfelbecher ruht, zwar hat er kein Ohr für die Gebete, die der „Rabe" mit großem Eifer lernt, dagegen desto mehr Auge für den Tisch, welcher so ziemlich in der Mitte des Gemaches steht. An diesem Tische sitzen auf den um ihn befestigten Bänken fünf Dirnen. Vier davon sind die Dienerinnen der Hausfrau, ausgewählt unter den frömmsten, geschicktesten und hübschesten des ganzen Beifangs, die fünfte aber ist eine edle Jungfrau, Hatmond mit Namen und nahe verwandt dem großen Hause der Lohen, aus welchem die Haus-

frau, die Gemalin des Erbvoigts, entsprossen. Die Mägde sind mit allerlei sauberer Hausarbeit beschäftigt, sie arbeiten unter Hatmond's Anleitung und Aufsicht, welche selbst von Allen die fleißigste ist.

Es war verzeihlich, daß der schöne Florenz sich nicht um den Würfelbecher grämte, obwohl er sonst die „Satansknochen" gerne rollen ließ, denn Hatmond war eine schöne, schlanke Jungfrau; ihr langes, braungoldiges Haar, in der Mitte der Stirn gescheitelt und durch ein goldenes Stirnband festgehalten, floß leicht gewellt an Schläfen und Wangen nieder bis auf die Schulter, und zeigte ein zartgeformtes Antlitz mit edlen Zügen, dessen Blässe man über die großen schwarzen Augen vergaß, welche Feuer und Leben sprüheten. Hatmond trug ein weites, faltiges Gewand von weißer Wolle, welches bis auf die Füße herabfiel; ein rother, mit Gold verzierter Gürtel, dessen eines Ende bis auf das Knie hing, deutete leicht den schlanken Wuchs der Jungfrau an; die Aermel waren mäßig weit und legten sich eng ums Handgelenk; der Busenschlitz war dicht am Halse durch eine goldene Spange geschlossen. Ueber diesem Gewand trug Hatmond noch eine

rothe Tunica, welche vorn offen und ein wenig über das Knie herabging und auch nur Halbärmel hatte. Auf der Banklehne hinter ihr hing der hellblaue Mantel von feinem Wollenzeug, der mit einer Spange auf der Schulter befestigt, die Tracht einer edlen Jungfrau vervollständigte.

Es war in Hatmond's Wesen etwas Ernsthaftes und doch Feuriges, wer sie aber jetzt genauer beobachtete, der konnte wohl sehen, daß eine Wolke auf der breiten und edlen Stirne schwebte, und um ihren feinen Mund zuckte es wie Unwillen und Verachtung. Die Regungen des jungfräulichen Herzens, welche durch diese Anzeichen nicht verrathen, sondern nur angedeutet wurden, waren begreiflich, wenn man annahm, daß der schöne Florenz der Jungfrau nicht ganz gleichgiltig, denn die etwas frechen Blicke dieses allerdings bildhübschen und kecken Gesellen suchten nicht Hatmond's Augen, sondern verweilten, ohne sich viel Zwang anzuthun, bei den derberen Reizen einer hübschen Magd, welche der Jungfrau gegenüber saß.

Die anmuthigste Gruppe in diesem Gemach bildete übrigens die Hausfrau selbst mit ihrem jüngsten

Kinde. Frau Richenza saß auf einer mit Polstern belegten Truhe im Hintergrunde des Gemachs und reichte ihrem Knaben die Brust; ihr rechter Fuß ruhte auf dem Rücken eines gewaltigen schwarzen Hundes, welcher vor ihr auf dem Boden lag. Richenza's Kleidung war ganz wie die Hatmond's, nur war ihre Tunica blau und ihr Mantel weiß, wie das lange Unterkleid. Auch ihre Gestalt und ihr Antlitz waren dem ihrer Verwandten sehr ähnlich, nur zeigten sich Gestalt und Glieder voller und runder, das Haar blond und ganz schlicht, die Augen mild und blau, der Ausdruck sanfter, seelenvoller und freundlicher. Richenza hatte nur wenige Jahre mehr als Hatmond, denn der Erbvoigt war in reiferen Jahren erst zur Ehe mit dem jungen Weibe geschritten.

Es lag etwas unbeschreiblich Keusches und Heiliges in dem Wesen der schönen jungen Mutter, die mit dem Ausdruck der Verklärung auf das Kind an ihrer Brust blickte und zugleich den Gebetsworten ihres Knaben lauschte — es war ein lebendiges Heiligenbild, dem auch der Heiligenschein nicht fehlte, denn

der letzte Strahl der scheidenden Sonne spielte leuchtend um das Haupt der Mutter.

So lange der Benedictiner dem Knaben Gebete vorgesprochen, hatte tiefe Stille in dem Gemach geherrscht, als aber die Lehre ein Ende hatte und der „Rabe" zu seinem Vater lief, der ihn aus seinem großen Bierkruge trinken ließ, weil er so brav gelernt, da ward es lauter; der Knabe jauchzte und lief von Einem zum Andern, der Erbvoigt ließ klappernd die die Würfel rollen und geräuschvoll den Deckel der Kanne niederfallen, die Hausfrau wendete sich fragend um häusliche Angelegenheiten an Hatmond, und diese antwortete mit einer Stimme, welche der Richenza's so ähnlich klang, daß man scharf hinhören mußte, wenn man sie unterscheiden wollte. Die Dirnen am Tisch flüsterten mit einander, kicherten auch wohl ein wenig und neckten sich, wie jung Frauenvolk's Art ist.

Nur der Priester schwieg, bis die gefällige Hausfrau aufstand, und ihr Kindlein, welches sanft schlief, nach einem zärtlichen Kuß in einen Korb legte, welcher an Stricken von einer in der Wand befestigten Stange

herabhing; ein leichter Anstoß der Mutterhand brachte den Korb in leicht wiegende Bewegung.

Richenza trat zu dem Priester und sprach innig und anmuthig: „Dank Euch, Vater Walram, Ihr habt erst meinem Knaben beten gelehrt und dann für meinen Säugling in der Stille gebetet, ich hab's Euch angesehen, daß Ihr das gethan!"

„Eine Mutter sieht und hört doch Alles," erwiederte der Priester mit ernster Freundlichkeit, „was sich auf ihr Kind bezieht; darin ist die Mutterliebe ein schönes, wenn auch schwaches Abbild der Liebe Gottes zu allen Menschen; aber Ihr solltet mir nicht danken, liebe Tochter, ich walte ja nur meines heiligen Amtes!"

Der Benedictiner legte seine Rechte segnend auf das Haupt der Frau und sprach leise und mit bewegter Stimme: „Die heilige Kirche hat ihre Diener ausgesendet, zu lehren und zu segnen, denn auch wo die Kirche straft, segnet sie!"

Jetzt hing sich der „Rabe" an die freundliche Mutter, die sich nun zu ihm auf den Boden kniete und sich gar emsig mit ihm beschäftigte; sie wußte es

selbst nicht, warum sie das so eifrig that, es war eben ihr Mutterherz, welches sie trieb, so zu handeln. Sonst war der Knabe allein der Gegenstand ihrer Mutterzärtlichkeit, ihrer Muttersorge gewesen, jetzt raubte ihm der jüngere Bruder mehr als die Hälfte, das mußte ihm gutgethan und wieder eingebracht werden, darum spielte sie mit dem wilden Knaben und litt selig seine Schäkereien, ganz wie's das heilige Gesetz verlangt, welches nur im Mutterherzen geschrieben steht.

Der Priester trat zu der Bank, auf welcher Hatmond saß und ließ sich neben der Jungfrau nieder, freundlich fragend begann er ein Gespräch mit den Dirnen, das denen erfreulich und nützlich zugleich war; nur zuweilen wendete er sein edles Antlitz zur Seite und blickte seinen Bruder mißbilligend an, wenn dem ein Fluch entfuhr über einen schlechten Pasch, oder über einen hohen Wurf des Gegners.

Der Erbvoigt sah diesen Blick auch recht wohl und machte stets eine entschuldigende Geberde, verfiel aber trotzdem im nächsten Augenblicke zuweilen schon demselben Fehler.

Der Ritter von Ardei war ein strenger und gerechter Herr, ein gottesfürchtiger Rittersmann, edel und von wohlwollender Gesinnung, aber gegen die beiden Nationallaster des deutschen Volkes von damals kämpfte er bis jetzt noch vergebens; er war dem Fluchen und dem Trunke ergeben, schämte sich derselben gelegentlich, gelobte auch zuweilen sich und seinem Bruder Besserung, eigentlich aber war's ihm doch kein rechter Ernst damit und er meinte, der liebe Gott werde ihm das Bischen Trinken und Fluchen wohl so übel nicht nehmen, da er doch sonst ein braver Rittersmann sei und auch als Ehemann und Voigt in allewege seine Schuldigkeit thue. Die Falschheit dieser Ansicht sah der Ritter bei seines Bruders Vorhaltungen auch wohl ein, dennoch aber beruhigte er immer sich wieder dabei.

„Wie kommt's“, fragte Hatmond den Benedictiner, „daß Frau Richenza blaue Augen hat und ich schwarze, während wir doch sonst einander so ähnlich sehen?“

Der Erbvoigt merkte diese Frage und setzte den Würfelbecher hin, die Sache schien ihn zu interessiren.

„Selbst Geschwister, die sich sonst sehr ähnlich sehen, haben Augen von verschiedener Farbe,“ entgegnete der Priester achselzuckend, „seht doch den gestrengen Ritter da, der schwarze Augen hat und die meinen sind blau!“

„Das ist nicht ehrlich, Walram,“ rief der Voigt herüber, das ist keine Antwort, überdem bin ich Dir gar nicht ähnlich, denn Du bist schön wie unsere Mutter war, und ich bin häßlich, wie unser Vater, Gott hab ihn selig, aber blaue Augen hatte Der auch wie Du!“

„Ich will ganz ehrlich sein, Bruder,“ erwiederte der Priester lächelnd, „und Dir mit meinem Dank für Deine Schmeichelei bekennen, daß ich's nicht zu sagen weiß, warum etliche Menschen blaue Augen haben, andere aber schwarze!“

„Mit Gunst, erwürdiger Vater in Gott, das kann ich Euch sagen!“ nahm hier der schöne Florenz das Wort.

Alle blickten ihn erstaunt an, denn wenn der Leibknappe auch der schöne Florenz genannt wurde,

Weisheit hatte Niemand bei ihm gesucht, oder auch nur vermuthet.

„Rede mein Sohn!“ munterte der Benedictiner milde auf, während der Ritter den Kopf schüttelte, denn er betrachtete es als eine Unart und Frechheit des Leibknappen, daß er einem Priester etwas lehren wollte.

„Seht,“ begann Florenz nicht ohne Selbstgefälligkeit, „wir hier im alten Sachsenlande haben allezeit blaue Augen gehabt, so lange wir im blinden Heidenthume gelegen, erst als Kaiser Carl der Große gekommen ist und uns zu Christen gemacht hat, sind auch die schwarzen Augen hier heimisch geworden.“

„Das ist nicht uneben, lieber Sohn,“ sprach der Priester freundlich, „die südlicheren Volksstämme haben allerdings schwarze Augen, und da die Träger des Christenthums aus Süden kamen, so kann man wohl sagen, daß die schwarzen Augen mit dem Christenthume in's Land gekommen sind!“

Der Erbvoigt gab seinem Knappen vergeblich einen Wink zu schweigen, der kecke Bursche war durch die Zustimmung des Priesters so stolz geworden, daß er, ohne sich um den Wink des Ritters zu kümmern,

rief: „Es ist so und wir hätten vermuthlich hier fast alle schon schwarze Augen, wenn's nicht ein Mittel gäbe, die blauen zu erhalten!"

Die Dirnen am Tisch, sämmtlich blauäugig, nickten dem Knappen Beifall.

„Donner und Wetter!" schrie der Voigt ärgerlich.

„Rede, mein Sohn, nenne uns dies Mittel!" gebot der Priester ernst.

„Man läßt darum die Kinder so lange als möglich ungetauft; je länger sie liegen, bevor sie die heilige Taufe empfangen, desto schöner werden die blauen Augen."

Die Dirnen am Tische nickten Zustimmung.

„Verdammlicher Unsinn!" schalt der Erbvoigt, „dummes heidnisches Zeug."

„Ich danke Dir, mein Sohn," wendete der Benedictiner voll milder Würde sich an den Knappen, „Du hast mir jetzt ein Räthsel gelöst, denn es ist mir immer ein Räthsel gewesen, weßhalb die Leute oft unter den nichtigsten Vorwänden mit der Taufe, namentlich ihrer jungen Töchter, zögern, anstatt sich zu beeilen, ihre Kinder des heiligen Sacraments

theilhaftig zu machen. Aber es ist eitel Thorheit damit, wie ich Dir durch zwei Beispiele gleich kund thun werde. Ich bin bei der Taufe unserer edeln Hausfrau selbst zugegen gewesen, sie wurde am dritten Tage nach ihrer Geburt getauft und sie hat blaue Augen; Dich, liebe Tochter Hatmond, habe ich selbst getauft und zwar wegen schwerer Erkrankung Deines lieben Vaters erst in der sechsten oder siebenten Woche nach Deiner Geburt und seht doch, ob unsere Hatmond nicht die schönsten schwarzen Augen hat? sie sind nicht blau geworden, so lange es auch währte, bevor sie eine Christin wurde. Und endlich, mein Bruder und ich, wir sind hier auf dem Königshofe geboren und Ihr wißt, daß seit alten Zeiten alle hier geborenen Kinder, eines wie das andere, am Tage nach ihrer Geburt getauft worden, der Ritter aber hat schwarze und der Priester blaue Augen! Da seht Ihr die Thorheit solcher Meinung recht klärlich!"

„Und meine beiden Kinder haben auch blaue Augen!" sagte Frau Richenza herantretend.

„War Dir wohl schon bange, daß Deine Kinder vergessen wurden?" fragte der Voigt neckend.

„Liebe, blaue Augen!“ bestätigte der Benedictiner freundlich.

„Wir beide Kinder haben liebe blaue Augen!“ jubelte der „Rabe“, und lachte unaufhörlich dazu, seine lieben, blauen Augen mußten ihm sehr lustig vorkommen.

Und der große Hund erhob sich, stellte sich hinter den „Raben“, rieb seine Schnauze sanft an dem rosigen Nacken des Kindes, als wollte er seinen Spielgefährten darauf aufmerksam machen, daß er auch liebe blaue Augen habe.

Da schlang das Kind sein volles Aermchen um den zottigen Nacken des starken Thieres, ließ sich von ihm im Gemach auf und abschleppen und sang munter: „Liebe blaue Augen! liebe blaue Augen!“

Alles lachte oder lächelte zu dem Treiben des „Raben“, der immer so lustig war — da öffnete sich die Thüre und der alte kahlköpfige Kersebom, Einer von den höheren Hausdienern, trat ein und meldete, daß der Ridag draußen stehe und dringend um Gehör bei dem ehrwürdigen Vater in Gott bitte.

Pater Walram erhob sich sofort und ging, die

heitere Gesellschaft verlassend, zu dem Sauhirten; der Benedictiner war immer bereit zum Rathen und Helfen, auch in weltlichen Dingen, absonderlich wenn die Armen und Schwachen seiner begehrten. „Die Mächtigen," sagte er wohl, „finden geschickte Rather und willige Helfer genug, die Armen und Schwachen aber haben nur die heilige Kirche und deren Diener!"

Damals war der tolle Satz noch nicht aufgekommen, der jetzt oft so heuchlerisch citirt wird, daß der Priester sich nicht um weltliche Dinge kümmern dürfe, daß es nicht seines Berufes sei, einzugreifen in das Leben der Menschen, deren Seelenheil doch seiner Obhut anvertraut ist. Welcher kindische Widerspruch! Damals stand die Kirche mitten im Leben, sie durchdrang alle Verhältnisse und es geschah nichts ohne ihren Beistand, oder ihren Segen. Es waren Kirchenfeste, nach denen sich das Jahr regulirte, nach den kirchlichen Zeiten des Gebets, nach Matutin, Vesper und Complete richtete sich die Eintheilung des Tages; nach der Form des Priesterthums gestaltete sich das Ritterthum; die Kirche ging voran bei allen socialen Neubildungen; in der Hand der Kirche lag

das ganze Armen- und Krankenhilfswesen, kurz Alles, was geschah, das geschah unter Einwirkung der Kirche.

Der Benedictiner trat in die einfache, nur durch ein schön geschnitztes Crucifix geschmückte Kammer, die sein Wohn- und Schlafgemach, zugleich auch sein Audienzzimmer war; hier stand Ridag, seiner harrend. Die Güte, mit welcher der Priester den Sauhirten begrüßte, war ebenso groß, wie die Ehrfurcht, mit welcher Ridag den Gruß erwiederte.

Pater Walram: „Du kommst wegen des Rusoppe und seiner Familie, mein lieber Sohn, ich habe Dich eigentlich erwartet, denn ich hörte gestern, daß die Waldboten den armen Mann dustwarig gesprochen haben, und ich weiß ja, welchen Antheil Du an den Rusoppeschen immer genommen hast!"

Ridag: „Die Gerberge hat gestern ihre Brüder zu mir geschickt, und mich bitten lassen, mit Euch zu reden, ehrwürdiger Vater, auf daß die Rusoppeschen gute Bedingungen bekommen, wenn sie sich dem Königshofe zu eigen geben!"

Pater Walram: „Du bist mir lieb, mein Sohn, darum will ich mit dem Erbvoigt reden, aber

es ist doch nicht in der Ordnung, daß der Rusoppe, wenn er einen solchen Schritt zu thun gesonnen, mich durch einen Dritten anreden läßt; warum kommt er nicht selbst?"

Ridag: „Verzeiht, ehrwürdiger Vater in Gott, der alte Rusoppe ist durch das lange Elend und diesen letzten Schlag so hin, daß er sich nicht zu rathen und zu helfen weiß, die Mutter Beleke liegt am Tode, die beiden Burschen sind zu scheu, und es ist die Gerberge allein, die für Alle sorgen soll!"

Pater Walram: „Morgen werde ich nach dem Rusoppenhof gehen und mit den armen Leuten selbst reden."

Ridag: „Ich wußte es, mein Vater, daß Ihr helfen würdet!"

Pater Walram: „Aber Du, mein Sohn, ei, sage mir doch, was hast Du dem Voigt geantwortet? denn ich hörte, daß er Dich unter die Kriegsmänner des Stiftes aufnehmen und sich selbst große Mühe geben wolle, Dich in dem Gebrauch der Waffen zu unterweisen!"

Ridag: „Der Voigt hat mir Bedenkzeit gelassen,

ehrwürdiger Vater, die Frist ist schon längst um, aber er hat mich noch nicht wieder um meinen Entschluß gefragt!“

Pater Walram: „Und welchen Entschluß hast Du gefaßt, mein Sohn?“

Ridag: „Ich will mich der Ehren bedanken und in meiner Kotte bleiben, weil ich für eine alte Mutter zu sorgen habe und für zwei Schwestern, denn mein Bruder, der Sprinksgut, ist ein thörichter und fauler Gesell!“

Pater Walram: „Es ist wohl löblich, mein Sohn, daß Du für Deine alte Mutter sorgen willst, und Deine Schwestern bedürfen auch einer festen Hand, denn was ich von ihnen vernehme, ist nicht fein, aber hör' Du, mein guter Gesell, bist Du denn der Mann dazu, all die Hausvaterpflichten zu erfüllen, die Du da auf Dich nimmst?“

Ridag: „Ich habe schon lange allein für Alle gearbeitet!“

Pater Walram: „Das weiß ich, mein Sohn, aber gerade deshalb frage ich, denn es ist mit nichten die Pflicht des Hausvaters, daß er für all die Seinen

arbeitet, sondern das ist die Pflicht des Hausvaters, daß er Jedem die Arbeit zutheilt, die er leisten kann, Jeden an die rechte Stelle bringt, anordnet, vorzeigt, tadelt, bessert und lobt, das ist des Hausvaters Theil; und nun, mein Sohn, frage ich Dich noch ein Mal, bist Du der Mann, der das kann?"

Ridag: „Allein thät' ich's nimmer zu Stande bringen."

Pater Walram: „Was willst Du damit sagen?"

Ridag: „Mit eines Weibes Hilfe und Gottes Beistand getraue ich's mir zu Stande zu bringen, ehrwürdiger Vater!"

Pater Walram (lächelnd): „Da hast Du Dir freilich den besten Beistand und eine gute Hilfe ausgesucht; also Du willst die Gerberge vom Rusoppenhof zum Weibe nehmen, mein Sohn?"

Ridag: „So gedenke ich zu thun, ehrwürdiger Herr, wenn's Gott also beliebt!"

Pater Walram: „Ich freue mich Deiner Entschlossenheit, mein lieber Sohn, Du thust Recht, daß Du ein Weib nehmen willst; fang mit Gott Deine Haushaltung an, dann werden die lieben Heiligen bei

Dir einkehren und nicht nur den Fleiß Deiner Hände segnen, sondern auch das Werk der Barmherzigkeit, das Du vor hast mit den Deinen, mit Mutter und Schwestern, ja, und auch den Bruder darfst Du nicht vergessen, denn er ist Deines Vaters Sohn und hat unter einem Mutterherzen gelegen mit Dir!"

Ridag: „Ich wollte den Sprinksgut gern nicht vergessen, ehrwürdiger Herr, aber er will sich nicht weisen lassen und ist ein tückischer Kerl!"

Pater Walram: „Weißt Du nicht, mein Sohn, daß geschrieben steht: Die Liebe überwindet Alles! meinst Du nicht, daß die Liebe schon Größeres vollbracht hat, als den Sieg über die Tücke eines unreifen Gesellen?"

Ridag: „Was ich vermag, das will ich thun mit gutem Willen."

Pater Walram: „So ziehe dahin mit Gott und komm' wieder zu mir morgen nach dem Abendläuten, da denke ich Dir mehr zu sagen!"

Ridag empfing den Segen des Priesters und verließ die Kammer, in der es ihm immer zu Sinne war, als sei er in der Kirche.

Der wackere Schweinhirt stieg auf den schmalen hölzernen Stufen nieder in die Thurmhalle, die Treppe krachte unter seinen Tritten, denn war sie auch fest gefügt aus tüchtigem Eichenholz, so lag sie doch so, daß sie mit leichter Mühe sofort abgebrochen werden konnte. Der Thurm konnte vertheidigt werden, selbst wenn der Feind bis in die Thurmhalle vorgedrungen war, die Fallthür schnitt ihm jeden weiteren Aufgang ab.

Uebrigens sah Ridag, die Stiege herabkommend, in ein wogendes Meer von Rauchwolken, und aus dem Hintergrunde glühte ihm röthlich das Herdfeuer entgegen, tiefer unten erst gewahrte er allerlei menschliche Gestalten in unbestimmten Umrissen, die sich in dem weiten Raume bewegten. Als der Hörige den Fuß der Treppe erreichte, sprangen ihn zwei Bestien an, die aber sofort vor ihm zurückfuhren, und, ein klägliches Gewinsel ausstoßend, mit eingeklemmten Ruthen zur Seite schlichen und sich scheu versteckten; das waren Ger und Frek, die beiden zahmen Wölfe des Ritters von Ardei, die hier stets auf der Lauer lagen, um den Erbvoigt zu begleiten, wenn er den Thurm verließ. Die Bestien waren nicht immer artig

und Mancher konnte die Spuren eines tückischen Bisses aufzeigen, wenn er allein in die Halle hinabgestiegen und nicht gleich Einer zugegen gewesen, der die Wölfe in Respect hielt.

Uebrigens waren, wenn auch sonst Niemand, doch immer die beiden Wittköpfe in der Halle, oder doch wenigstens Einer von Beiden. Kersebom und Terbonen waren die beiden ältesten Diener des Königshofs, weißhaarige Greise, hießen deshalb Witt- oder Weißköpfe und waren Aufseher über das Gesinde. Sie kamen jetzt auch Ridag gleich entgegen; Terbonen reichte ihm den hölzernen Becher mit Bier zum Trunk und Kersebom sagte pfiffig: „Wenn der ehrwürdige Vater in Gott droben eine so gute Witterung hätte wie die Wolfsbestien hier unten, dann hättest Du doch eine Predigt aushalten müssen, Ridag, oder ist's kein Heidenthum, daß Du einen Roßzahn bei Dir führst, der in drei Johannis-Nächten mit dem Blut vom Wiedehopf gebadet? Der thut's, ich hab's mehrmal bemerkt, wie die Wölfe vor Dir flüchten, solche Zähne können sie nicht vertragen!"

„Mit dem Roßzahn hat's seine Richtigkeit," ver-

setzte Ridag, nachdem er getrunken und die Kanne dankend zurückgegeben, „aber Heidenthum ist's nicht, ich habe den frommen Vater darum befragt, er sagte: „Darum kümmert sich die heilige Kirche nicht, wenn keine abergläubischen Dinge dabei gemacht werden! unser Herrgott hat mancherlei große Kraft kleinen Kräutern und anderen Gegenständen beigelegt!"

Jetzt riefen die Waffenleute, welche am Herdfeuer saßen und die große hölzerne Trinkkanne fleißig umgehen ließen, nach Ridag und fragten ihn, ob er nicht alsbald den Spieß auf die Schulter nehmen und ihr guter Gesell werden würde, denn sie hatten von dem Vorhaben des Ritters gehört. Ridag versetzte, daß er's noch nicht sagen könne, denn er wollte nicht hier zuerst davon reden, daß er sich zu beweiben gedenke.

Er mußte noch einen tüchtigen Trunk thun aus der Kanne der Spießgesellen, dann gab er den Nachtgruß, schüttelte den Wittköpfen die Hand und wollte gehen.

Kersebom aber hielt ihn fest und sagte flüsternd: „Thu Dich doch um, Ridag, und höre, ob's wahr ist, was sie von der Schmiedsfrau von Alt-Tavern

erzählen; die ist vor etlichen Tagen gestorben und begraben, da sollen sich alle Hunde aus der Umgegend auf ihrem Grabe versammelt haben, mehr als hundert Hunde, und sich jämmerlich zerbissen haben auf ihrem Grabe unter scheußlichem Geheul, weil die Frau eine große heimliche Unkeuschheit getrieben haben soll während ihres Lebens. Wenn's Eine noch so schlau und heimlich treibt bei Lebzeiten, die Hunde bringen's an den Tag am Grabe!"

„Ja, ja," setzte Terbonen nickend hinzu, „die Schmiedsfrau war eine Heimliche, denn ich weiß noch recht gut, daß ihr allein, als sie noch Mädchen war, ein Kirschenzweig vor die Thür gepflanzt wurde, während die andern Mädchen Lindenzweige bekamen; aber hör' Dich um, Ridag, ob das wahr ist mit den Hunden!"

Der Hirt versprach's und ging seiner Wege.

Der Kirschbaum war in jener Zeit das Symbol der Unkeuschheit; die Linde aber war der Baum der Liebe, der blühende Lindenzweig ein Liebeszeichen. Die beiden Blumenbäume, Eiche und Linde, galten im Sinne des Volkes seit der Heidenzeit für heilig, die

Eiche war der Baum der Männer, die Linde der der Frauen. An der Eiche blieb etwas von der Vorstellung von Odin haften, etwas geheimnißvolles, zauberhaftes, die Linde dagegen ging von der Frigga in den Besitz der heiligen Jungfrau über, man nannte sie den Frauenbaum und selbst in ihrem Namen erkannte man das Milde, das Linde des Frauenwesens.

Ridag durschritt raschen Ganges die Höfe, die zunächst an das Haus mit dem Thurm stießen und mit einer Mauer befriedet waren. An dem Thore dieser Mauer stand ein Wächter, bei welchem Ridag seine drei Hunde zurückgelassen hatte, als er kam, denn in die Befriedigung hinein durfte kein Höriger mit seinen Hunden treten, weil sonst des Beißens und Heulens kein Ende gewesen wäre, bei der kaum glaublichen Anzahl von Hunden, welche dazumal überall gehalten wurden.

Die großen verständigen Thiere begrüßten ihren Herrn und Freund, indem sie ihm, Einer nach dem Andern, die Hand leckten.

Es war schon ganz finster, als Ridag den Königshof verließ und an den Kotten vorüber, die in einer

unordentlichen Gruppe vor demselben lagen, das freie Feld gewann.

Ridag hatte sich mächtig verändert schon in der kurzen Zeit, seit dem Tage, da ihm der Voigt den Vorschlag machte, unter die Waffenleute des Stiftes zu treten. Der Entschluß, die Gerberge zur Frau zu nehmen, hatte ihn eigentlich erst zum Manne gemacht, und von der Stunde an, da er sich als Mann fühlte, hatte er auch gewußt, was ihm als Mann zu thun oblag. Die in ihm schlummernden Seelenkräfte waren aufgewacht; wo sonst Dunkel in ihm war, da war jetzt Licht, und wo er ehedem kaum unklar wünschte, da handelte er jetzt entschlossen wie ein Mann.

Zuerst war er Herr in seinem eignen Hause geworden; das hatten ihm der Bruder und die Schwestern gar nicht leicht gemacht; die Schwestern hatte er ein paarmal empfindlich züchtigen müssen, ehe sie seine Herrschaft anerkannten und auch jetzt noch mußte er immer hinterher sein, um sie bei der Arbeit zu erhalten, denn Mette wie Jutte trieben sich lieber müßig herum und liefen den Mannsbildern zu Gefallen, als daß sie ihre starken Glieder im Felde brauchten,

aber sie hatten sich doch bald zum Ziele gelegt und wichen dem Ansehen, das der Bruder siegreich behauptete. Sprinksgut widersetzte sich dem Bruder nicht, denn obwohl der hämische Bursch stark wie ein Stier war, so war er doch feige wie ein Hase; er belferte anfänglich genug, als er aber den Ridag am Werk sah, wie er die faulen Schwestern jämmerlich zerprügelte, und sie so zur Ordnung brachte, da wurde er sehr kleinlaut, endlich ganz still und unterwarf sich grollend, aber schweigend seinem Bruder. Die kräftige Art, wie Ridag sein Hausrecht handhabte, hatte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auch auf Mutter Wyneke gemacht, sie wagte kaum noch, ihren Liebling, den Sprinksgut, in Schutz zu nehmen und zeigte sich gar scheu und unterwürfig mit vielen Worten gegen Ridag. Das arme, alte, einfältige Weib glaubte halb und halb, der Ridag sei gar nicht ihr Sohn, sondern der alte Ridag, ihr verstorbener Mann, sei wieder auferstanden von den Todten und führe ein strenges Hausregiment, wie ehedem. Sie mochte wohl ehedem die Kraft des Mannes oft genug in ähnlicher Weise verspürt haben, wie sie jetzt ihre Töchter empfinden

mußten. Die heilsame Erinnerung aber machte das alte Weib ganz zahm. Uebrigens wußte Ridag sehr gut, daß er sich durchaus keine Blöße geben dürfe, daß seine Geschwister sich eben nur der Gewalt des Stärkeren unterworfen hatten und nach Befreiung von dem wohlthätigen Zwang lechzten.

Als nun am Michelsmissentag Gerd und Reep mit der Bestellung ihrer Schwester zu ihm in die Kotte kamen, da reichte er ihnen reichlich Bier und Brod und sagte ihnen zu, daß er bei dem Pater Walram Alles ausrichten werde, was Gerberge wünsche, er werde das nicht nur gern thun, sondern das sei auch seine Pflicht, da er gesonnen sei, um Gerberge zu werben und sie als Weib in seine Kotte zu führen.

Reep und Gerd reckten dem zukünftigen Schwestermann mit einer so vollkommen gleichzeitigen Bewegung ihre Hände hin, daß man hätte glauben können, diese Hände säßen an einem Körper. Sie hatten sich das nicht vorher gedacht, denn sie pflegten eben nicht zu denken, weder vorher, noch nachher, aber das war ihnen recht, sie wünschten ihrer Schwester und sich nichts Besseres.

Jutte und Mette dagegen zogen schiefe Mäuler und lachten, und Sprinksgut sagte hämisch, daß für sie wohl kein Platz in der Kotte bleiben würde, wenn Ridag die dicke Gerberge hier hereinsetzen wolle.

Ruhig entgegnete Ridag: „Wenn's Dir zu eng hier in der Kotte wird, Sprinksgut, oder wenn Du nicht Lust hast, hier der Hausfrau zu gehorchen, so kannst Du Deiner Wege gehen, ich halte Dich nicht, die Kotte ist mein und Dich wird der Voigt zu den Dammgräbern schicken, es kostet mir nur ein Wort!"

Sprinksgut biß sich auf die Lippen, denn das Dammaufwerfen zum Schutz der Wiesen behagte ihm gar nicht, war harte Arbeit und er wußte, wie gern es der Voigt hatte, wenn ihm Leute dazu angeboten wurden.

„Und was wird mit uns?" fragte Mette halb verzagt, halb trotzig.

„Mit Euch?" fragte Ridag dagegen und runzelte die Stirne, „Ihr werdet meinem Weibe dienen, wie's Euch ziemt; sie wird Euch streng zur Arbeit und zur Ordnung halten, dafür werde ich sorgen, und wenn Ihr den Gedanken hegen solltet, ungehorsam gegen

Gerberge zu sein, so denkt auch daran, daß ich mit meinem dicksten Stocke hinter ihr stehe. Uebrigens heirathe ich erst, wenn der Winter vorüber ist und bis dahin werde ich Euch schon so weit gebracht haben, daß Euch alle Gedanken an Ungehorsam vergangen sind!"

Damit wendete sich Ridag von ihnen ab und sprach wieder freundlich mit seinen beiden künftigen Schwägern, die er auch noch ein Stück Weges zurückbegleitete und endlich mit ihnen Abrede nahm, daß sie ihm andern Tages auf dem Wege nach dem Königshofe entgegenkommen sollten, damit sie gleich erführen, was der Pater Walram gesagt.

Sprinksgut und seine Schwestern aber beschlossen mit nicht gerade sehr angenehmen Empfindungen Sanct Michels-Missentag.

Es ist ein großes Ding von einem Menschenkind, das lange Jahre dahin gelebt hat, träumend von einer nebelhaften dunkeln Zukunft, aber sich im gewöhnlichen Kreislauf herkömmlicher Arbeiten bewegend, wenn es nun plötzlich heraustritt zu eigener That. Ridag war lange ein pflichttreuer uud redlicher Mensch gewesen, aber ihm hatte auch lange schon geahnet, daß einst

ein Tag kommen müsse, wo er mehr als das sein werde; nun, der Tag war gekommen, er fühlte, daß er ein Mann geworden, daß er handeln müsse als Mann, und dieses Gefühl gab ihm jenen Schwung und jene Begeisterung, die den Menschen unter andern Verhältnissen zum Dichter, zum Propheten, zum Helden, zum Priester und zum Gesetzgeber machen.

Freilich war das dem Hörigen des Königshofes nicht klar zum Bewußtsein gekommen, aber er hatte doch eine leise Ahnung davon, er hob die Stirn stolz dem Nachtwind entgegen, er setzte den Fuß so fest und sicher auf den Anger, den er überschritt; er wußte, daß Gerberge sein Weib werden müsse, und daß er seine Geschwister zwingen könne, ordentlich und fleißig zu sein, er wußte, daß seines künftigen Weibes Brüder ihm zu ihrem eigenen Nutzen unbedingt gehorchen würden, er wußte, daß er dem Hofe, zu dem er gehörte, lieb und werth sei, um der kräftigen Dienste willen nicht nur, die er that, sondern auch des Beispieles der Pflichttreue wegen, das er gab. Item, Ridag hatte, so weit das in seinen Verhältnissen möglich war, ein Bewußtsein dessen, was er Andern

nützte, was er für Andere that und das eben ist Mannes-Bewußtsein.

Der Mond war aufgegangen, da ersah an der Grenze des Angers Ridag, als er umschaute, eine hohe, nach Westen geneigte Stange, er wußte sogleich was das war; es war eine sogenannte Neitstange, und Ridag würde noch vor einigen Wochen an dieser Stange vorübergegangen sein mit einem Gefühl des Grauens, wie es die meisten Leute damals hatten, wenn sie den Resten uralten heidnischen Aberglaubens begegneten. Wer einen Feind hatte, der richtete eine Neitstange auf, d. h. er steckte einen Pferdskopf auf eine lange Stange und grub dieselbe, nach Westen geneigt, unter gräulichen Verwünschungen gegen den Feind an einem einsamen Platz in die Erde. Das brachte dem Feinde Unheil über Acker und Haus, wer aber eine solche Neitstange berührte, die nicht gegen ihn aufgerichtet war, dem faulten die Nägel von den Fingern.

Das war der allgemeine Glaube und selten wagte es Einer, eine Neitstange umzuwerfen.

Freilich hatte die Kirche mit Recht das Aufrichten

von Reitstangen streng verboten, aber es kam doch immer noch vor, auch im Essendischen Stift, und die Reitstangen standen, wenn nicht zufällig ein Diener der Kirche des Weges kam, bis sie der Sturm umwarf; sonst berührte sie Niemand.

Vor wenigen Wochen noch wäre Ridag, wie schon gesagt, vermuthlich seines Weges gegangen, und hätte die Stange stehen lassen, heute war das anders. Er fühlte, daß es seine Mannespflicht sei, die Stange umzustürzen, und er vermochte nicht vorüber zu gehen. Er stand einen Augenblick, aber nur einen Augenblick, zögernd; es kam ihm ein kaltes Grauen an, die weißen Knochen des Pferdskopfes flimmerten im bleichen Mondenstrahl, aber mit lauter Stimme, sich selbst Muth machend, schrie er: „Drauf und dran, in Gottes Jesu Namen!“

Er sprang an die Stange, mit tiefem Geläut folgten ihm seine Hunde, er schüttelte die Stange so gewaltig, daß der Pferdskopf mächtigen Schwunges weithin in den Anger flog, er rüttelte und schüttelte grimmig weiter, lustig bellend umsprangen ihn die Hunde, immer lockerer wurde der Grund und endlich

schlug die hohe Stange krachend nieder auf den Grund. Ridag hätte beinahe einen Siegesruf ausgestoßen, da schlugen die Hunde an und eine Gestalt flog im Mondesdämmer gegen ihn her.

„Ridag, Du bist's, was machst Du da?" fragte eine Stimme.

Der Mann erkannte Gerberge, das Mädchen, welches er liebte, und Reep und Gerd hinter ihr, welche soeben in gleichem Schritt neben einander antrabten.

„Ich habe eine Neitstange umgestürzt!" entgegnete der Mann einfach, aber triumphirend klang seine Stimme.

Entsetzt starrten Gerberge und ihre Brüder bald auf Ridag, bald auf die umgestürzte Fahne des Heidenthums, denn ein solches Feldzeichen ist ursprünglich die Neitstange; mit Pferdsköpfen auf Spieße gesteckt zogen in Heidenzeiten die Krieger aus.

„Was habt Ihr?" fragte Ridag.

Die Drei schwiegen, ihnen erschien, was der Mann gethan, ungeheuer; ja, es war in ihren Augen ein Verbrechen, denn sie waren die Kinder freier Wehren und bei den Freien auf den abgelegenen Höfen,

die sich einzeln zwischen Wald, Sumpf und Berg versteckten, hielt sich das Heidenthum weit länger, als unter den Hörigen, bei denen der lebhaftere Verkehr mit einem gemeinsamen Mittelpunkt christliche Anschauungen schneller verbreitete. Auf den einsamen Höfen wurzeln in jenen Gegenden noch heute einzelne heidnische Anschauungen und Gebräuche.

Weniger Vater Rusoppe, desto mehr aber hatte Mutter Beleke sich festgesponnen in den heidnischen Anschauungen und Gefühlen, die wie Ranken sich noch durch das Leben jener Zeit schlangen und Nahrung aus allen versumpften oder verbitterten Gemüthern saugten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auf einzelnen abgelegenen Höfen und in den Schlupfwinkeln der Biesterfreien noch im 13. Jahrhundert wirkliche heidnische Opferfeste gefeiert worden sind; die Kirche belegte nicht umsonst mit harten Strafen das heidnische Zauberwesen, das noch überall im Verborgenen nistete und oft die giftigsten und verderblichsten Früchte reifen ließ an Stellen und in Verhältnissen, wo man es am wenigsten zu finden gehofft hatte.

„Was zagst Du, Gerberge," redete Ribag

jetzt das Mädchen mild, aber ernst an, „meinst Du wirklich, daß das heidnische Zeug irgend eine Macht hat über einen Christenmenschen? Du kommst gerade zur rechten Zeit, Du willst eines christlichen Mannes Weib werden, gib mir Deine Hand, gib sie mir gerade jetzt, wo meine Hand das Gebot der heiligen Kirche erfüllt und eine Fahne des Heidenthums niedergeworfen hat!“

Gerberge warf noch einen scheuen Blick auf ihre Brüder, dann aber trat sie muthig vor, blickte dem Manne, den sie liebte, voll ins Gesicht und reichte ihm ihre Hand.

„So bist Du mir verlobt, meine Braut,“ sprach Ridag stolz, „und ich küsse Dich mit dem Brautkuß!“ Er küßte das Mädchen, das jetzt plötzlich laut zu weinen begann.

Gerberge hatte die Reitstange vergessen, sie weinte ihre Brautthränen; das war so in der Ordnung, es wäre unschicklich gewesen, wenn eine Braut beim Verspruch nicht geweint hätte. Uebrigens machte es Gerberge kurz mit den Brautthränen, sie weinte laut genug, aber sie hörte auch bald auf, denn Weinen

war nicht ihre Art, sie lachte lieber und dem Ribag war das sehr recht, denn ihm war bei des Mädchens Weinen ganz unbehaglich zu Muth geworden. Mancher, der sonst ein rechter Mann ist, kann ein Weib nicht weinen hören, wie manch großer Held den Hahn nicht krähen hören kann, ohne seine menschliche Schwäche zu fühlen.

Unterdessen hatten Gerd und Reep immer noch starr und stumm wie Bildsäulen dagestanden, sie blickten wo möglich noch etwas einfältiger drein wie gewöhnlich. Ribag hatte mit der Reitstange Etwas in ihrem Wesen umgebrochen, dessen Verlust sie fühlten, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können. Gerberge hatte dasselbe Gefühl gehabt, sie aber hatte sofort einen Ersatz gefunden, welcher ihre ganze Weiblichkeit in Anspruch nahm, die Brüder nicht.

Hand in Hand mit Gerberge trat Ribag zu den beiden Jungferlen; die Hunde sprangen lustig bellend um das Paar, sie wußten ganz bestimmt, daß ihr Herr und Freund sich verlobt hatte und statteten in ihrer Weise einen freundlichen Glückwunsch ab.

Reep und Gerd wichen erst einen Schritt

zurück, dann aber blieben sie stehen und hingen die Köpfe ganz genau der Eine ebenso weit zur linken Seite, wie der Andere zur rechten.

„Was seid Ihr doch für armselige Kerle," sprach Ridag und lachte, Gerberge lachte mit. Er hatte vergessen, daß er noch vor wenigen Wochen ziemlich ebenso armselig gewesen, und Gerberge wußte nichts mehr von ihren Empfindungen wenige Augenblicke zuvor — „seht doch, das heidnische Zeug hat ja keine Macht über getaufte Christen, glaubt Ihr denn, daß das Spukzeug mächtiger ist, als unser Herrgott und all' die lieben Heiligen?"

Reep und Gerd antworteten nicht, aber sie faßten doch wieder Muth, als sie keine Spukgestalten sahen und als kein wildes Heer heranbrauste, um Ridag für den schweren Frevel zu bestrafen, den er an der Neitstange begangen.

Es ist bemerkenswerth, daß das Vorhandensein heidnischen Spuk's in jener Zeit niemals geleugnet, seine Wesenheit gar nicht in Abrede gestellt wird; es wird immer nur behauptet, daß er keine Macht über

Christenmenschen habe. Nur der abtrünnige Sünder verfällt dem Heidenspuk.

Während nun Ridag mit seiner Gerberge fürbaß ging dem Rusoppenhof zu, marschirten fünf Schritte hinter ihnen her die beiden Jungkerle und die Hunde, sicher aber dünkten sich die drei Hunde weit klüger und vornehmer als die zwei Gesellen, denen gar kläglich zu Muthe war.

Viertes Capitel.

Die Todtenwache.

In der nächsten Zeit nach dem Umwerfen der Reitstange verehrten die Beiden, Reep und Gerd, ihren zukünftigen Schwager als einen Helden, denn ihm stieß kein Unfall zu, die Nägel faulten ihm nicht von den Fingern, das Heidenthum zeigte sich ohnmächtig gegen die That des getauften Christen; das aber machte einen tiefen Eindruck auf die beiden jungen Gesellen, sie liebten seitdem die Kirche mehr und fürchteten den Heidenspuk weniger.

Um Ridag und Gerberge schlang sich immer fester das Band gegenseitiger herzlicher Neigung; zwar hatte ihr Verhältniß nicht jenen Reiz idealer Schwär-

merei, oder poetischer Anmuth, der sonst dem Brautstand in mancherlei Formen eigen, aber es beruhte auf tüchtigen Grundlagen; bei ihm auf dem bewußten Willen, sich aus Gerberge eine Männin, eine rechte Gehülfin und Hausfrau zu machen und mit ihr eine Familie zu gründen, bei ihr auf einer achtungsvollen Verehrung vor der größern Geistes- und Körperkraft des Mannes. Dabei fehlte seinerseits eine gewisse, selbst zur Eifersucht neigende Leidenschaftlichkeit ebensowenig, wie ihrerseits die zärtliche Unterwürfigkeit und Hingebung des weiblichen Wesens. Auch bekam dieser Brautstand eine tiefere Färbung durch allerlei Umstände, die den Ernst mächtig herausforderten.

Der alte Rusoppe hatte freilich scheinbar gleichgiltig am anderen Tage darein gewilligt, Gerberge dem Ridag zum Weibe zu geben, Mutter Beleke aber, von Oda noch ganz besonders aufgestachelt, hatte ihre Tochter mit wahnsinnigen Flüchen und Verwünschungen überschüttet, weil sie die Frau eines elenden Knechtes werden wolle und Ridag selbst von der Diele getrieben. Schaudernd war der ehrliche Kerl gewichen, als die abgezehrte Gestalt, auf Oda's

Schulter gestützt, gegen ihn herwankte, den Fluch in dem geifernden, zahnlosen Munde, Höllenhaß in den glühenden Augen und die scheußlichen Knochenhände zum Angriff ausgestreckt nach ihm.

Seit jenem Tage hatte er nicht wieder gewagt, die Diele zu betreten und sprach mit Gerberge nur am Abend, wenn er von der Arbeit im Königshofe kam, an der Einfahrt.

Dem frommen Pater Walram war es nicht viel anders ergangen; selbst seine milde Würde imponirte der wahnsinnigen Frau nicht und bei der völligen Stumpfheit des alten Rusoppe konnten seine Besuche auf dem Hofe nur wenig Segen bringen; doch sorgte er, von Ridag unterstützt, großmüthig für die Nothdurft der Bewohner. Es waren wieder Kühe im Stall, etliche Schweine und auch einige Vorräthe, so daß die Belagerung des Hungers wenigstens für den Winter aufgehoben war. Gerd und Reep gingen einstweilen im Hofdienst dreschen; der Voigt sah die Bewohner des Rusoppenhofes vorläufig als seine Leute an, wenn auch die Eigengebung und Annahme bis nach Weihnachten verschoben worden war. Man wollte

den Tod der alten Beleke, welcher nicht fern mehr sein konnte, abwarten, um allerlei störenden Auftritten zu entgehen. Diese Schonung verdankte man dem Pater Walram, welcher den Erbvoigt nicht ohne Mühe zu diesem Aufschub, der gegen allen Brauch war, beredet hatte.

Seit dem gräßlichen Abend, an welchem Mutter Beleke Ridag von der Diele trieb, schien die Kraft der alten Frau völlig gebrochen; sie lag auf ihrem Lager unter dem Hel- oder Kesselhaken und hustete Tag und Nacht. Anfänglich hatte sie Gerberge's Dienste zornig von sich gewiesen, nach und nach aber war sie doch ruhiger gegen ihr Kind geworden und ließ sich die Liebesdienste desselben wenigstens gefallen, wenn sie auch durch keinen Blick und durch kein Wort mildere Gesinnung verrieth.

Die Tage ihres Brautstandes brachte Gerberge hin zwischen dem alten Vater, der trübe vor sich hinstarrend auf seinem Holzbock saß und den Verlust der Freiheit nicht zu ertragen wußte; leise, langsam und scheu auf Fragen antwortete, aber niemals von selbst sprach — und der hinsterbenden Mutter, der nie ein

Wort abzugewinnen war. Auch hier blieb Gerberge sich gleich, sie war heiter den ganzen Tag, denn sie wußte, daß sie am Abend vor dem Hofe in Schnee und Sturm ein Stündlein mit dem Manne, den sie liebte, plaudern könne.

Dieser Umstand, daß sie nie den Hof verließ, außer wenn sie mit Ridag sprach, beschützte sie, ohne daß sie es wußte, vor den Nachstellungen Kallinkradt's.

Oda war selten daheim, am Tage nie; sie trieb sich mit Kallinkradt herum und kümmerte sich weder um Vater noch um Mutter, seit weder der Eine noch die Andere ihr etwas mehr nützen konnten. Aber Oda hielt es nicht nur mit Kallinkradt, sondern auch mit dem schönen Florenz. Ihre wilde, leidenschaftliche Schönheit hatte den lockeren Gesellen gereizt, er schlich ihr schon lange nach, aber Oda hatte sich nicht um ihn gekümmert, bis ihr Kallinkradt befohlen hatte, die Geschenke des Knappen anzunehmen und sich dessen Liebkosungen so weit gefallen zu lassen, daß sie ihn in ihr Garn bekam. Aus solchem Verhältniß zog der Wildfang mancherlei Nutzen und erfuhr Dinge, welche für seine und seiner Genossen Sicherheit

von Wichtigkeit waren. Oda trug ohne Scham und Scheu die Winterkleider, welche ihr Florenz geschenkt, und auf dem Königshofe schmälten Knechte und Mägde nicht wenig über die schmachvolle Verbindung des Leibknappen mit der Dirne des verrufenen Kallinkradt.

Noch war davon nichts zu Ohren des Voigtes oder des Pater Walram gekommen, diese würden sofort dem Unwesen gesteuert haben; auch Ridag und Gerberge wußten nichts, Gerberge glaubte, daß Kallinkradt ihre Schwester mit den Kleidern beschenkt habe, und Reep und Gerd, welche ebenfalls sich schwer darüber kränkten, sagten nichts, weil sie Niemand fragte.

An einem wüsten und wilden Decemberabend, der mit einem eisigen Sturmwetter über das Land gekommen war, brachen sich drei Männer mit Mühe Bahn auf dem tief verschneiten Wege, welcher von der Straße nach Rusoppenhof führt, die drei waren: Ridag, Reep und Gerd; sie hatten auf dem Königshof gedienstet und kehrten nun, wie allabendlich, zusammen heim. Zwar machte Ridag einen bedeutenden Umweg, aber es war diese Zeit die einzige am Tage,

zu welcher er seine Braut sehen und sprechen konnte. Wie sich von selbst versteht, ging Ribag voran, Reep und Gerd folgten mit gleichen Schritten, durch den Schnee stampfend; so gingen sie alle Abend und sprachen wenig oder gar nicht dabei. Sprechen war überhaupt ihre Art nicht und dann dachte Ribag an seine Braut, die beiden armen Burschen aber fühlten sich so glücklich, seit sie auf dem Hofe Dienste thaten, denn sie erhielten immer satt zu essen und waren unter ihren Altersgenossen.

Der Sturm blies den drei Wanderern eisig entgegen und zwar mit so großer Macht, daß er den Schnee aufwirbelte und ihnen ins Gesicht trieb, so daß sie zuweilen wie geblendet waren und daß sich Ribag, welcher den ersten Stoß auszuhalten hatte, mehrmals fest auf seinen schweren Dornenstock stützen mußte, um nicht umgeworfen zu werden. Es war noch gar nicht spät am Abend, aber doch volle Nacht; finsteres Gewölk hing schwer am Himmel nieder, oder jagte vom Sturme gerissen und gepeitscht dahin, nur hier und da und nur auf kurze Zeit kam ein blinkendes Sternlein wie verzagt zum Vorschein. Es tosete

und rasselte im nahen Walde von brechenden Aesten und krachend fallenden Stämmen; die Nadelhölzer stöhnten vor dem Druck des Windes, der sie wie Halme bog, und schnellten dann pfeifend wieder in die Höhe, wenn der Druck aussetzte. Zuweilen schnitt durch das hohle Brausen des Windes der scharfe Schrei eines aufgescheuchten Raubvogels, oder das ferne Bellen der Hunde antwortete auf das klägliche Geheul der auf Beute streifenden Wölfe.

Die Drei waren nicht sehr empfindlich gegen die Ungunst der Witterung und die furchtbare Nacht machte auf Ridag's Geist mehr Eindruck, als auf seinen Körper; ganz das nämliche war der Fall mit seinen großen Hunden, welche sich dicht an ihn drängten und ihn mit ihren stumpfen Schnauzen zu berühren suchten. Auf Reep und Gerd machten auch die Schauer der Nacht keinen Eindruck, um sie fühlen zu machen, hätte es eines besonderen Vorfalls, eines einzelnen Ereignisses bedurft. Sie dachten nur an den heißen Brei, mit dem sie Gerberge zu bewirthen pflegte, wenn sie heimkamen.

Endlich war der Rusoppenhof erreicht, Gerd und

Reep schieden mit einem kurzen Kopfnicken von ihrem Gefährten und ließen ihn an der gewohnten Stelle vor der Einfahrt stehen. So hatten sie's nun schon an manchem Abend gemacht und es fiel ihnen gar nicht ein, daß ihr Wohlthäter in dem furchtbaren Wetter leiden könne. Ridag seinerseits wunderte sich durchaus nicht über diese Gleichgültigkeit seiner zukünftigen Schwäger, er würde sich vielmehr gewundert haben, wenn sie anders gehandelt, oder auch nur ein Wort des Bedauerns gesprochen hätten.

Ruhig zwängte er sich in den Thürwinkel, der einigen Schirm gegen Sturm und Schnee bot und seine drei Hunde drängten sich dicht um ihn; sie suchten bei ihm Schutz gegen die Schauer der Nacht, aber sie wärmten ihn auch durch ihre Körper.

So standen sie eine Weile dicht zusammen, da öffnete sich die Thür und Gerberge trat heraus, die klugen Thiere machten dem Mädchen Platz, das den Geliebten mit ihren Armen umschlang und ihre warme Wange an sein eiskaltes Gesicht legte; als sie so den Platz eingenommen, welcher ihr gebührte, drängten sich

die Hunde wieder heran und so standen sie selbfünf dicht geschlossen.

„Selbst in solcher Nacht darf ich Dich nicht auf die Diele führen, Ridag, lieber Ridag!“ klagte Gerberge.

Das that dem armen Kerl wohl und erwärmte ihn, denn des Weibes zärtlichere Art ist wohlthuend, selbst für den härtesten Mann.

„Es kommt bald die Zeit, da Du mit mir in einem Hause bist am warmen Herd!“ entgegnete er tröstend.

„Ja, die Zeit kommt bald,“ flüsterte Gerberge, und es war eine gewisse Zufriedenheit unverkennbar im Tone ihrer Stimme, „es geht rasch mit ihr zu Ende!“

Sie war gleichgültig gegen den Tod ihrer Mutter, das konnte kaum anders sein; sie wünschte denselben herbei, das war erklärlich; sie heuchelte keine Trauer, die sie nicht empfand.

Ridag: „Der fromme Vater ist heute bei Euch gewesen?“

Gerberge: „Sie hat kein Wort gesprochen, ich meine, sie hat ihn gar nicht verstanden!“

Ridag: „Und Vater Rusoppe?“

Gerberge: „Er hat dem Priester nachgebetet und war sehr fromm!“

Ridag: „War Deine Schwester dabei?“

Gerberge: „Sie hat sich nicht sehen lassen, sie ist nun schon drei Tage fort!“

Ridag: „Und hat sich mit Mutter Beleke nichts zugetragen?“

Gerberge: „Doch — heute Mittag saß eine Atzel auf dem Dach!“

Ridag: „Das ist der Leichenvogel, wo die Elster aufs Dach steigt, da wird nach dreien Tagen ein Sarg von der Diele getragen.“

Gerberge: „Ich denke, daß es in dieser Nacht mit ihr zu Ende geht, denn in der ganzen vorigen Nacht schrie das Leichhuhn, es war eine große, mächtige Eule, die drüben auf dem alten Dach stand; die Hunde heulten erbärmlich und der Todtenwurm pickte unaufhörlich in den Balken auf der Diele, es sind alle Anzeichen da.“

Ridag (nachdenkend): „Ja, ja und der Reep hatte blaue Flecken am Arm, ich fragte ihn, woher

er sie habe, er wußte es nicht: das sind die Geisterpitsche, wer die hat, dem stirbt bald ein Blutsverwandter."

Gerberge: „Wenn sie in der Nacht stirbt, schicke ich die Brüder in aller Frühe zu Dir, der fromme Vater hat uns ein christlich Begräbniß versprochen."

Das war das Gespräch, welches dieses Brautpaar unter Schneesturm und Windesheulen in schauriger Winternacht mitsammen führte. Sie sprachen darnach kein Wort weiter; Ridag küßte seiner Braut die Stirne, wie er öfter gesehen, daß Pater Walram die Stirne seiner Schwägerin, der Frau Richenza, küßte und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber. Für den guten Gesellen war der edle Priester das Vorbild, dem er nach strebte, wo er's vermochte; ungeschickt gewiß oft und mit mangelnder Einsicht, aber mit dem besten Willen.

Er ließ Gerberge aus seinen Armen, das Mädchen schlüpfte in die Thür und Ridag trabte, von seinen Hunden dicht gefolgt, den Weg zurück, den er gekommen. Sein Schritt war beflügelt, der Gang nicht schwer, denn sie hatten beim Kommen tüchtig Bahn gebrochen

und der eisige Sturm schnob so gewaltig hinter ihm her, daß er ihn zu treiben und zu heben schien. Wie der gute Gesell so dahin flog, da ward es ihm plötzlich so trotzig, so mächtig zu Sinne, daß er einen hellen Jubelruf ausstieß, der weithin über die Schneefläche gellte, ein Ruf, der von seinen Hunden mit gewaltigem Geläut beantwortet wurde. So flog Ridag dahin, in gewaltigen Sätzen und mit riesigen Sprüngen hetzten seine Hunde bellend um ihn her. Alle Schauer der Winternacht waren verschwunden, dem Ridag war's im Herzen wie Frühling und „Joho! Joho!" jauchzte er überlaut aus voller Brust, als er auf die Landstraße sprang. Er mußte nun ein gutes Stück noch laufen, bevor er zu der Höhe kam, von welcher es vom Schauerkreuz thalein zu seiner Kotte ging.

Ridag war auf seinem Wege nicht so einsam gewesen, als er geglaubt, sein Jubelschrei hatte zwei Wesen einen tödtlichen Schrecken verursacht; Oda war auf dem Heimwege zum Rusoppenhof gewesen und Kallinkradt hatte sie begleitet. Das Mädchen hatte mit dem schönen Florenz eine Zusammenkunft gehabt bei einem alten verrufenen Weibsbilde, das

daherum eine Schenke für Kärrner nicht nur, sondern auch für Strolche und schlechtes Gesindel aller Art, hielt. Als Florenz bei einfallender Dämmerung davongeritten, hatte auch Oda mit Kallinkradt den Rückweg angetreten, und sie hatte ihm willig das Geld gegeben, mit dem sie Florenz beschenkte. Der Elende mißbrauchte die Leidenschaft des Mädchens so weit, daß er ihm den Sündenlohn abnahm, den sie auf sein Geheiß annehmen mußte.

Als Ridag seinen ersten Schrei ausstieß, wichen die Beiden entsetzt vom Wege ab und warfen sich seitwärts ins Holz; von da aus hörten sie's jauchzend und bellend der Landstraße zustürmen, sehen konnten sie nichts. Oda glaubte, daß ein Nachtgespenst an ihnen vorübergestürmt sei und bebte an allen Gliedern, Kallinkradt ließ sie bei dem Glauben; er hatte, nachdem er den ersten Schreck überwunden, die Stimmen der Hunde erkannt. Dieses tiefe Geläut war nur den Hunden Ridag's eigen, er kannte es wohl. Warum stürmte Ridag jauchzend der Landstraße zu? fragte sich der Biesterfreie. Es mußte im Rusoppenhof etwas vorgefallen sein, war die Mutter Beleke todt? Das

mußte er wissen, er begleitete darum Oda bis zum Hofe. Er hatte seine eigenen kecken Pläne.

Indessen starb Mutter Beleke in dieser Nacht nicht; Gerd und Reep kamen am andern Morgen wie gewöhnlich zur Arbeit auf den Königshof und als sie Ridag leise befragte, sagten sie ihm gleichgültig: Das Leichhuhn habe die ganze Nacht schauerlich geschrien, die Hunde hätten so jämmerlich geheult, daß sie fast nicht hätten schlafen können und in den Balken über der Diele hätte der Todtenwurm unaufhörlich gepickt, aber Mutter Beleke lebe noch immer!

Das alte unglückselige Weib war indessen gestorben, gleich nachdem ihre Söhne den Hof verlassen und in dem kurzen Augenblick, als es seine Seele aufgab, hatte es drei harte Schläge gethan an der Wand.

So kam es, daß Ridag erst am Abend von dem Todesfall unterrichtet wurde und erst am folgenden Morgen dem Pater Walram Meldung thun konnte; trotz der grimmigen Kälte kam der Geistliche sogleich, betete mit Gerberge und dem alten Rusoppe an der Leiche und erfüllte weise und eifrig seine Priester-

pflicht; auch sendete er am Nachmittage einen Sarg und verhieß, daß er am nächsten Mittage nach dem Gottesdienste die Leiche am Gottesacker empfangen und das Begräbniß halten werde. Der nächste Tag war nämlich ein Sonntag.

Seit den ältesten Zeiten war es den Völkern deutschen Stammes vorzüglich eigen, die Todten zu ehren; auch in den heidnischen Zeiten schon waren Tod und Begräbniß von vielen ehrfurchtsvollen Bräuchen umgeben und ausgezeichnet. Die ganze Sinnigkeit und Gemüthstiefe des deutschen Wesens trat dabei zu Tage und das Christenthum hat da mit zarter, schonender Hand nur das, was abgöttisch war, entfernt, an das Andere aber nicht gerührt. Was die Kirche von jenen uralten Volksbräuchen irgend dulden konnte, das litt sie gerne. Wie ganz anders, wie roh und gemein hat gerade in dieser Beziehung die moderne Polizei gewirthschaftet! Was nicht in ihre hölzerne Ordnung paßte, wurde mit Gewalt unterdrückt und durch die plumpe Polizeifaust ganz ohne Noth und boshaft muthwillig oft manch schönes Stück alter ehrwürdiger Sitte und uralter deutscher Art zerschlagen. Die unsinnige Ty-

rannei aber nannten die klugen Leute damals einen Fortschritt, steigende Cultur, Geistesfreiheit.

Wer lernen will, wie man das Böse und Unnütze entfernen muß mit Schonung dessen, was Schonung fordert, der muß bei der Kirche in die Schule gehen. Hätte die Kirche nicht so weise und milde geschont, als sie sich in den deutschen Landen ausbreitete, niemals wäre jene innige Einigung deutschen Wesens mit christlicher Weltanschauung entstanden, auf welcher denn doch endlich Alles beruht, was seitdem im Völkerleben Werth und Bestand gehabt hat und auch noch heute, zum Trost in schweren Kämpfen, die Verheißung der Zukunft in sich trägt. Es wollen die Polizeibarden und Staatssclaven auch noch heute von Freiheit reden der Kirche gegenüber, aber sie sind sich einander schon selbst zum Gespött geworden.

Bei unseren heidnischen Vorfahren herrschte die Vorstellung, daß der Geist des Verstorbenen den Körper umschwebe, bis derselbe verbrannt oder bestattet sei, darum sammelten sie sich um die Leiche des Freundes zur Todtenwache, erzählten wechselweise von seinen Heldenthaten im Kriege und sangen Göttersagen ab.

Auch die Kirche gestattete die Todtenwache, sie verbot nur den eitlen Lobprunk und den heidnischen Gesang; sie litt zwar das Verbrennen der Leichen nicht mehr und die Uebertragung der Asche in die heiligen Haine, aber sie kam dem gerechten und sinnigen Wunsche der Leute entgegen, die da zu ruhen begehrten, wo der Mittelpunkt ihres ganzen Lebens war, wo sich das irdische an das himmlische Dasein knüpfte, und erlaubte die Begräbnisse in und zunächst der Kirche, auf Kirchhöfen in geweihter Erde. Mit großer Weisheit und Milde kam die Kirche den Wünschen des Volkes entgegen und litt es milde, daß der deutsche Mann, der sich nicht mehr in die heiligen Haine tragen lassen konnte, um dort unmittelbar seinen Göttern die Seele zuzuhauchen, in eines Klosters geweihtem Ring und in ein Ordenshabit gekleidet seine letzte Stunde erwartete.

Und man glaube ja nicht, daß der Kirche solche Schonung leicht gemacht wurde; mit einer furchtbaren Zähigkeit hing das Volk, um nur ein Beispiel anzuführen, in vielen Gegenden an den uralten heidnischen Bräuchen und Gesängen bei der Todtenwache; wieder

und immer wieder eifern Bischöfe und Kirchenversammlungen gegen die heidnischen Bräuche bei den Todtenwachen, das geht das ganze Mittelalter durch bis in die neuere Zeit; die Kirche ließ sich die Mühe nicht verdrießen, die dabei vorkommenden Mißbräuche wieder und immer wieder zu bekämpfen und zu bestrafen, den frommen Brauch selbst aber focht sie nicht an, denn sie wußte wohl, was der für eine sittlich-erhaltende Bedeutung hatte. Da fuhr im vorigen Jahrhundert die plumpe Polizeifaust dazwischen und schlug den frommen Brauch todt, sie verbot die Todtenwachen „wegen des Aufwandes“ und nahm damit dem Volke wieder ein Stück seines eigenthümlichen Lebens, das ihm die Kirche so lange erhalten hatte, weil sie wußte, daß die uralte Sitte mehr Nutzen stiftete, als die zuletzt völlig unverständlich gewordenen heidnischen Gesänge und Bräuche Schaden bringen konnten.

Auf dem Rusoppenhof war keine eigentliche Todtenwache bestellt; wir wissen, daß es im Beifang des Essendischen Königshofes nur wenige Wehrfester noch gab und auch die, welche noch da waren, hatten schon

längst keine Gemeinschaft mehr mit dem heruntergekommenen Rusoppe gehalten, der nicht mehr für ihres Gleichen galt; die Hörigen des Beifangs dagegen kamen nicht zur Todtenwache, weil ihnen die Rusoppe'schen noch nicht beigezählt wurden, dieselben sich auch bis dahin in scheuer Entfernung von ihnen gehalten.

So kam es, daß am Sonnabend Abend nur Ridag, der seinen Bruder Sprinksgut mit sich gebracht hatte, bei den Rusoppe'schen war und ihnen die Leiche der Mutter Beleke bewachen half.

Mitten auf der Diele, zwischen dem Heerde und der Einfahrt, stand, erhöht auf zwei Klötzen, der einfache Sarg; die Leiche war mit einem weißen Leintuch bis an den Hals zugedeckt und ringsum mit grünen Tannenzweigen umsteckt. Der Deckel des Sarges lehnte am Kopfende und beschattete das starre Todtenantlitz mit den scharfen Zügen, über welches von Zeit zu Zeit die rothen und gelben Lichter der auf dem Heerde flackernden Flammen hinfuhren.

Neben dem Sarge, an den Heerd gelehnt, saß der alte Rusoppe, die harten Hände vor sich auf den

Knieen; seine Züge verriethen weniger Stumpfheit und Gleichgültigkeit als in der letzten Zeit, es war eine Bewegung darin, die ihm einen unbeschreiblich wehmüthigen Ausdruck verlieh. Der Alte mochte die letzten zwanzig Jahre voll bitteren Elends, voll Fluch und Jammer vergessen haben, er mochte wohl der Zeit gedenken, da das Weib, welches nun kalt und starr vor ihm lag, eine blühende Jungfrau gewesen, mit welcher er unter dem Baum der Liebenden gekoset, der er den blühenden Lindenzweig gereicht, die er jubelnd als sein junges Weib auf diese selbe Diele geführt und über die Schwelle gehoben, die ihm blühende Kinder geboren, die so lange seine Liebe, sein Glück und sein Leben gewesen. Blieben auch die Augen des alten Mannes trocken, seine Seele weinte um die Geliebte der Jugend, um das Weib seiner Blüthe; er dachte nicht an die Bitterkeit, die nachgehends Beleke's unbezähmbarer Stolz in sein Leben gebracht, er wußte nicht mehr, wie wahnsinnig und vermessen sie nachher scharf, hart und grausam geworden, durch Wüthen und Toben sein Glück vergiftet; er hörte nur ihre leise flüsternde Stimme unterm Lin-

denbaum, er sah nur noch das strahlende Antlitz der jungen Mutter, als sie ihm das erste Kind brachte. Das ist die heilige Versöhnung, die der Tod stiftet.

Auf der anderen Seite des Herdes hielten sich die jungen Leute; Gerberge und Ribag saßen vorn, von der Flamme des Herdes angestrahlt; im tieferen Schatten aber Reep und Gerd mit Sprinksgut.

Von Zeit zu Zeit erhub Ribag seine Stimme und sprach laut ein frommes Gebet, wie es ihm zu passen schien und die Andern sprachen mit, wenn sie es konnten, oder flüsterten nur mit, wenn sie es nicht konnten.

Vielleicht hatte Ribag nach dem alten Rusoppe die meiste wirkliche Theilnahme; Gerd und Reep waren gleichgiltig, ihre Erinnerungen reichten nicht bis in die glücklichen, oder doch weniger unglücklichen Zeiten des Hauses hinauf, sie hatten bei der Mutter keine Liebe gefunden, sie hatten sich immer nur vor ihrem grimmigen Zorn gefürchtet; der ganze Rest von Mutterzärtlichkeit, welcher der unglücklichen Frau noch

geblieben, hatte der Oda gehört und Oda gerade fehlte an ihrem Sarge.

Auch Gerberge hatte offenbar mehr Sorge um die Bewirthung der Männer als Trauer um die Mutter, obwohl sie nicht ohne Rührung war, wenn Ridag betete, und obwohl das Wort des Priesters nicht verloren bei ihr gewesen.

Am Besten befand sich Sprinksgut, dessen Herz die zukünftige Schwägerin zunächst durch den Eifer gewonnen, mit welchem sie ihn zum Essen und Trinken nöthigte.

Hinter Ridag's Sitze lagen seine drei Hunde zusammen, sie hielten sich vornehm zurück von den sieben oder acht Kötern des Rusoppenhofes, welche, durch die Vornehmheit der Ridag'schen sichtlich verschüchtert, auch keine weitere Annäherung versucht, und sich sämmtlich um ihren alten Herrn gelagert hatten.

Der Sturm, der einige Tage getobt, hatte sich gelegt, es war scharfer Frost eingetreten und selbst auf der Diele war es nicht warm, trotz des mächtigen Herdfeuers.

Es hatte lange die tiefste Stille geherrscht, da stand Ridag wiederum auf, kniete am Fußende des Sarges nieder und betete mit lauter Stimme:

Verzage nicht, Du Seele arm,
Es fleht für Dich der Engelschwarm,
Und weit reicht Gottes Vaterarm;
Du bist vor Gottes Thron nicht klein,
Maria mild tritt für Dich ein,
Im Himmel wirst Du balde sein!

In Gerberge's Auge blinkten große Thränen und selbst die drei Jungkerle fühlten etwas wie Rührung, als sie plötzlich die tiefe Stimme des alten Vaters Rusoppe vernahmen, welcher das Gebetlein Wort für Wort wiederholte und dann feierlich mit einem „Amen" schloß. Es war das ein Gebet, welches er in seiner Jugend gelernt, dann aber verloren und es nun plötzlich hier in seinem Alter und an seines Weibes Sarg wieder fand.

Da schlugen plötzlich die Hunde an, fuhren wüthend auf und schossen grimmig bellend gegen die Einfahrt; nur die drei Thiere Ridag's blieben ruhig und rührten sich nicht, sie hatten hier nichts zu bewachen, es ging sie das nichts an.

Aufmerksam blickten die Versammelten nach der Einfahrt, denn das wüthende Gebahren der Haushunde ließ auf ein besonderes und ungewöhnliches Vorkommniß schließen, nur der alte Rusoppe, dessen geistige Kraft sich in der Wiederholung des Gebetes völlig erschöpft zu haben schien, starrte theilnahmlos auf seine über dem Knie gefalteten Hände.

Da geschahen drei harte Schläge an die Thür, und ringsum um das ganze Haus geschahen drei harte Schläge, immer drei und drei, die Hunde fuhren von der Thür zurück und krochen leise winselnd zu ihrem Herrn; die drei Thiere Ridag's erhoben sich und standen vor ihrem Herrn mit wildflammenden Augen, furchtbarem Knurren und gesträubtem Haar. Gerberge klammerte sich angstvoll an ihren Bräutigam und die drei Jungkerle überlief ein kaltes Grausen.

Da fielen wieder drei Schläge hart auf die Thür und alsbald hörte das gespenstige Pochen an den Wänden des Hauses auf.

Auch Ridag war einen Augenblick erschrocken gewesen, jetzt aber wußte er, was das Pochen be-

deutete, es war der uralte heidnische Brauch, durch welches sich die Todtenwache ankündigte. Wer konnte hier kommen, Todtenwache zu halten?

Abermals drei laute Schläge, denen ein zweites Klopfen rings um das Haus folgte.

„Was heißt das?“ fragte Ridag jetzt seine bebende Braut, „wer kommt da, die Todtenwache anzukündigen?“

„Ich weiß es nicht, bete Ridag, bete!“ flüsterte das Mädchen flehend.

Der arme Bursch wußte nicht, was er sagen, was er thun sollte, es kam über ihn wie eine böse Ahnung; er war ein fester Christ und fürchtete sich nicht vor dem Heidenspuk, aber er fürchtete, seit er Gerberge seine Braut nannte, die Bosheit der Menschen; er faßte nach seinem Messer und nach dem schweren Dornenstock, der am Herde lehnte.

Das Ringelklopfen hatte zum dritten Male begonnen, und Ridag mit scharfen Sinnen hatte Menschenstimmen draußen zu hören geglaubt; er sprach einige leise Worte zu Gerberge, dann stand er auf und rief: „Haltet Messer und Stab bereit, Messer und Stab!“

Das Wort gab den Jungkerlen den verlornen Muth wieder, die Angst hatte ihnen die Kehlen zugeschnürt, jedoch nur die Angst vor übernatürlichen Feinden; als sie Ridag zu Messer und Stab rief, da fiel's von ihnen wie Centnerlast, und mit Messer, Stab traten Sprinksgut, Reep und Gerd in das Licht der Herdflamme.

Drei Schläge! das dritte Ringelklopfen hörte auf und eine laute rauhe Stimme rief draußen: „Tanfana!"

Schaudernd vernehmen's die drinnen, die eben noch frischen Muth gefaßt.

Da öffnete sich die Thür der Einfahrt, und, einen langen Wurfspeer in der einen, in der andern Hand aber eine brennende Kerze, trat ein wüst und wild aussehender Bursche auf die Diele, der sich schweigend neben der Thür aufstellte. Ein zweiter folgte, welcher seine Kerze an der des ersten anzündete, ein dritter, ein vierter, mehr und immer mehr, über zwanzig. Ridag kannte Keinen, einige glaubte er gesehen zu haben, er wußte aber nicht wo — lauter wilde Gesellen, meist in zerrissener Kleidung, aber Alle gut bewaffnet.

Der Letzte, welcher eintrat, hinter welchem sich die Thür schloß, war Allen bekannt; es war Kallinkradt, der Biesterfreie, und das waren seine Gesellen; was geschah, begriff nicht Ridag, begriff Keiner, obwohl sich Ridag dunkel entsann, daß das Kerzenanbrennen bei Todtenwachen als ein heidnischer Gebrauch verboten war.

Kallinkradt zündete neben seiner eigenen Kerze noch eine zweite an, mit welcher er langsam auf den Sarg zuschritt. Alle sahen ihm mit Entsetzen zu, sie begriffen nichts von dem, was sie sahen. Der Biesterfreie schlug das Leintuch zurück, welches die Leiche verhüllte, und steckte die brennende Kerze in die starre Todtenhand.

Schaudernd erkannte Ridag diesen heidnischen Todtengebrauch, und doch faßte er sich ein Herz, trat vor und streckte seinen Stab abwehrend aus gegen den Wildling.

„Störe mich nicht!“ sagte dieser ruhig und befestigte brennende Kerzen, die ihm sein Genosse reichte, auf den vier Ecken des Sarges.

„Aus wessen Kraft thust Du solches?“ rief jetzt Ridag, sich ermannend.

„Was störst Du mich?“ entgegnete Kallinkradt ruhig; „siehe, ich bin hierher gekommen mit dem armen Gesindlein, meinen Genossen, um bei dieser Frau die Todtenwache zu halten, weil es ihr letzter Wunsch gewesen, begraben zu werden und abzuscheiden, wie ihre freien Vorfahren begraben wurden und abschieden seit uralten Zeiten.“

„Wer hat Dich gerufen?“ fragte Ridag zögernd, denn ihm fiel ein, daß Mutter Beleke nach ihrer ganzen Art wohl ein solches Begräbniß veranlaßt haben könne.

Auf die Frage Ridag's antwortete Kallinkradt nicht, sondern wies mit der Hand, in welcher er das Licht hielt, nach dem Platz der Hausfrau hinter dem Herd. Ridag's und aller Augen wandten sich dorthin, dort erhob sich von dem Sessel der Mutter lang und bleich eine Frauengestalt, es war Oda. Mit einer raschen Bewegung warf das Mädchen das lange Haar zurück und mit funkelnden Augen und scharfer Stimme entgegnete sie: „Störe uns nicht,

Knecht! ich sage Dir, daß ich es war, welche den Kallinkradt und seine Genossen gerufen hat, auf daß er Todtenwache halte bei meiner Mutter nach der Sitte unserer Altvordern, so wie sie gewünscht und mir befohlen hat!"

Mit dem Anstand einer Fürstin hatte Oda sich erhoben und gesprochen, stolz, als erwarte sie nichts als Gehorsam, setzte sie sich nieder.

Ridag stand verlegen, er fühlte sich geschlagen und wußte nicht, was er sagen, was er thun sollte; unwillkürlich trat er, Gerberge an der Hand haltend, zurück vom Herde, um den die Biesterfreien, ihre Lichter im ausgestreckten Arm haltend, sofort einen Kreis bildeten, in den sie die Leiche und den alten Rusoppe, der nichts zu sehen und nichts zu hören schien, einschlossen.

Ridag und Gerberge zogen sich scheu immer weiter zurück, als die Biesterfreien, unverständliche Worte murmelnd, sich langsam bald rechts, bald links im Kreise bewegten. Es trat ihnen ja ein Stück Heidenthum entgegen, das machte auf sie den Eindruck einer Gespenstererscheinung. Man glaubt oft nicht und fürchtet sich doch!

Sie standen zusammen, Ridag und Gerberge, und vor ihnen standen die drei Hunde, die fürchteten sich nicht und knurrten böse. Ein wenig näher dem Kreise standen Sprinksgut und die beiden Brüder, Aller Augen waren starr und weit geöffnet.

Jetzt stand der Kreis der Wildlinge, aber aus ihrem Murmeln wurde ein dumpfer, eintöniger Gesang, von welchem Ridag, der vergeblich mit der Verwirrung kämpfte, die ihn beherrschte, nichts weiter verstand, als die Namen verschiedener Gottheiten der Heiden.

Als der Gesang beendet war, setzte sich der Kreis wieder in Bewegung und auf's Neue begann das unverständliche Murmeln, welches für Ridag etwas unbeschreiblich Peinliches hatte.

Endlich hatte auch das ein Ende und nun stellten sich die Biesterfreien in einer Reihe vor dem Sarge auf, Oda aber kam mit einer großen Kanne, anzuschauen wie ein schönes Gespenst, Ridag konnte seine Augen nicht von ihr wenden. Als aber Oda mit der Kanne kam, da riefen Kallinkradt und seine Genossen Bragi's Minne aus. Das kannte Ridag

wohl, er hatte es bei feierlichen Mahlen auf dem Königshof wohl gesehen; es war der Trunk, der in tiefer Stille zum Gedächtniß der Todten gethan wurde, den geliebten Abgeschiedenen zu Ehren. Die Christenleute nannten das Sanct Johannis- oder Sanct Gertrudis-Minnetrank; die Heiden riefen aber den Gott der Dichtkunst Bragi bei diesem Erinnerungstrunk an. Minne heißt nichts weiter als liebende Erinnerung. Auch Kallinkradt und seine Genossen riefen noch Bragi's Minne an, obwohl sicherlich nicht einer unter ihnen war, der gewußt hätte, was Bragi bedeutet.

Stumm reichte Oda die Kanne und ließ sie trinken, Kallinkradt zuerst, darnach die Andern, als sie aber die Reihe durch war, trat sie zu Sprinksgut und hub die Kanne gegen ihn.

„Trink nicht!“ schrie Ridag.

Es war zu spät, Sprinksgut hatte getrunken und Oda warf Ridag einen verächtlichen Blick zu; sie kam zu ihren Brüdern, Reep und Gerd zögerten, aber nur einen Augenblick, dann gehorchten sie dem gebieterischen Wink ihrer Schwester, sie tranken.

Ridag bemerkte wohl, daß Kallinkradt Alles scharf beobachtete, es ahnete ihm etwas von einem hinterlistigen Plan, aber er wußte nicht, was er machen sollte, er hatte den Kopf verloren, und Gerberge fühlte das augenblicklich, sie wußte, daß sie in diesem Moment keinen Schutz von Ridag zu hoffen hatte, sie schauderte und hing zitternd an seinem Arm.

Da stand Oda vor ihnen und bot die Kanne dar.

Gerberge streckte abwehrend die Hand aus.

„Schwester Gerberge, Du weigerst Deiner todten Mutter den Minnetrunk?“ fragte Oda.

Es war etwas ganz unbeschreiblich Trauriges und Lockendes zugleich in der Stimme des Mädchens und ihre Augen waren so dunkel und ihre Blicke gingen so seltsam fragend vom Antlitz ihrer Schwester zu dem Ridag's.

Da faßte sich der Gesell endlich ein Herz, er mußte ein Ende machen, denn er konnte die Blicke Oda's nicht länger ertragen, mit hastiger Stimme sagte er: „Trink, Gerberge, trink Sanct Johannis

und Sanct Gertrud's Minne, trink zum Gedächtniß Deiner Mutter; ich selbst will trinken!"

Gerberge hatte getrunken und Ridag beugte sich vor, um ebenfalls zu trinken, da wendete sich Oda, ohne ihm die Kanne zu reichen, mit einem namenlos verächtlichen Blick ab von ihm und ging zu ihrem Vater.

Es war Ridag, als sei vor ihm ein Blitz in den Boden gefahren, dunkle Röthe färbte sein Antlitz, ein dumpfer Schrei entrang sich seinem Munde, der Schrei einer verwundeten Bestie; er empfand das, was Oda gethan, wie eine grimmige Beschimpfung, sein Blut kochte und er zitterte am ganzen Leibe. Vergebens schmiegte sich Gerberge zärtlich an ihn und suchte ihn flüsternd zu beruhigen. Das Heidenwesen schien den sonst so verständigen Mann toll zu machen; so eben that da drüben Oda auch ihren Trunk und legte die Kanne zu der Todten in den Sarg. Und auf's Neue begann das eintönige Singen und Murmeln, das Kreisdrehen um Sarg und Herd; Ridag fühlte, daß ihm das unheimliche Wesen zu Kopfe gestiegen, daß es ihm über den Kopf gewachsen

war. Eine schreckliche Angst bedrängte ihn und doch durchzuckte es ihn wie schmerzliche Lust, er sah überall, wohin er blickte, nur Oda und Oda war so schön! Wie war ihm denn? er haßte Oda, er haßte sie so furchtbar, daß ihn der Haß wie Wollust durchschauerte. Er wollte nicht mehr hinsehen, aber mußte doch hinsehen und überall schwebte Oda; und nun begannen sie die Todtenklage leise, und sie löschten die Lichter bis auf die, welche auf dem Sarge brannten, und Oda holte ihre Brüder, die Hand auf den Sarg zu legen; sie hatte auch schon die Hand des Vaters darauf gelegt. Reep und Gerd folgten willenlos, da ihnen Ridag nicht befahl, mußten sie den Befehlen Anderer gehorchen.

Abermals stand Oda vor dem Bräutigam und abermals fragte sie mit der zauberhaften Stimme: „Schwester Gerberge, willst Du Deiner todten Mutter die letzten Ehren versagen?“

„Bete Ridag, bete!“ flehte Gerberge und nicht umsonst.

„In Gottes Jesu Namen!“ schrie Ridag plötzlich mit gellender Stimme, „ich verbiete Dir, an

diesem schändlichen Götzendienst und Heidenspuk Theil zu nehmen, fort da, Dirne!"

Er schleuderte Oda kräftig von sich, so daß sie mit einem schrillen Schrei gegen den Herd flog, in demselben Augenblick aber sprang Kallinkradt mit einem riesigen Satze über den Sarg hinweg mit gezücktem Messer auf Ridag zu. Im Sprunge riß er den Sarg um, so daß dieser mit der Leiche polternd zu Boden stürzte und die Lichter erloschen. Man vernahm einige wilde Schreie und Stöhnen und Schnaufen in der Dunkelheit — einige kurze, aber schwere und bange Augenblicke! dann loderte plötzlich eine helle Flamme empor auf dem Herd, die von Oda mit Kienholz genährt prasselnd aufschlug und die Diele erhellte.

Nun sah man die Gesellen Kallinkradt's Alle mit gezückten Messern bereit, Mordlust in den funkelnden Blicken, hatten sie des Signals zum Angriff geharrt, aber Kallinkradt hatte es nicht gegeben, weil er's nicht geben konnte, denn besiegt stand der furchtbare Wildfang und war in der Gewalt Ridag's.

Ridag hielt mit beiden Händen die Kehle des Wildfangs umklammert und würgte ihn, daß er schon schwarzblau im Gesichte war, während jeden Arm desselben einer der gelben Hunde mit grimmigem Biß festhielt, der dritte aber dumpf knurrend jede Annäherung verhinderte.

Oda schrie laut auf, als sie ihren Geliebten in dieser entsetzlichen Lage erblickte; es war ein herzzerreißender Weheruf, den sie ausstieß.

Ridag hatte, sobald er der Betäubung, der Bestrickung, der er verfallen gewesen, sich entrissen, seine volle Kraft wieder gefunden; mit einem Blick erkannte er jetzt seinen Vortheil und durchschaute klar den Plan, den Kallinkradt zu seinem und Gerbergen's Verderben mit Oda gemacht.

„Reep und Gerd vor!" befahl er mit schallender Stimme, „laßt mir Keinen heran, während ich diesen blutigen Schurken abthue!"

Mit einem Sprung sprangen die Brüder vor, und mit Einer Bewegung entblößten sie ihre Messer, Eines Schwunges ließen sie drohend ihre Stöcke durch die Luft pfeifen.

„O! tödtet ihn nicht! tödtet ihn nicht!" schrie Oda und streckte flehend die Hände über den Herd.

Sie war nie schöner, wie in diesem Augenblick.

„Sprinksgut," befahl Ridag weiter, ohne auf das flehende Mädchen zu hören, „nimm einen Strick und schnüre dem Schurken die Arme auf dem Rücken zusammen."

Zitternd gehorchte der Bruder; die Biesterfreien standen erschreckt, bestürzt, sie wagten keinen Schritt, kein Wort, da sie ihr gefürchtetes Haupt wehrlos in den Händen Ridag's sahen. Vergebens versuchte Oda sie anzufeuern, sie rührten sich nicht.

Jetzt hatte Sprinksgut die Hände und Arme Kallinkradt's fest auf dem Rücken zusammengeschnürt, und nun erst ließen Ridag's Eisenfinger von dessen Kehle ab. Stöhnend sank der Biesterfreie zusammen. Oda wollte heran, aber ihre eigenen Brüder und mit ihnen Ridag's Hunde wehrten ihr den Zugang. Gerberge stand mit stieren Augen und gefalteten Händen, Ridag überzeugte sich, daß die Bande, mit denen Kallinkradt gefesselt, sicher waren.

Und nun begab sich etwas, was Allen unerwartet kam und den tiefsten Eindruck auf Alle machte.

Der alte Rusoppe erhob sich plötzlich von seinem Sitze und rief mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes: „O, Beleke, o mein armes Weib!“ Dann hob er den Sarg auf, stellte ihn wieder zurecht, streckte mit einer Zartheit, die an ihm etwas tiefrührendes hatte, die Leiche gerade, deckte sie sanft, wie die Mutter ihr Kind, mit dem weißen Leintuch bis ans Kinn zu und küßte sie zweimal auf die kalten Lippen.

„O, Beleke, o, mein armes Weib!“

Darauf richtete er sich hoch auf und donnerte mit grimmiger Stimme die Wildfänge an: „Hinaus mit Euch, die Ihr den Frieden meines Hauses und den Frieden der Todten stört, hinaus!“

Die Biesterfreien rührten sich nicht, alle diese Vorgänge, die sich schnell und überraschend folgten, hatten auf diese wilden Burschen, die seit langer Zeit gewohnt waren, nur Kallinkradt's Befehlen zu gehorchen, einen so mächtigen Eindruck gemacht, daß sie völlig unfähig waren, einen Entschluß allein zu fassen.

Uebrigens ließ ihnen der alte Rusoppe nicht viel Zeit zum Besinnen, denn er ergriff einen Dornenstock, hetzte seine Hunde mit wildem Geschrei gegen die Wildlinge an und warf sich dann so grimmig auf sie, daß sie gar keinen Widerstand wagten, sondern sich in eiligster Flucht zur Thür hinausdrängten, der alte Rusoppe aber verfolgte sie, wuchtige Hiebe austheilend und seine Hunde hetzend, hinaus auf den Hof und jagte sie bis auf die Straße, dann kam er mit festem Schritt zurück, schloß die Einfahrt und trat auf die Zurückbleibenden zu.

„Wen habt Ihr da, meine Söhne?" fragte er ernst.

Reep und Gerd vermochten nicht zu antworten.

„Es ist der Biesterfreie Kallinkradt," antwortete Ridag, „der mit den Wildfängen in den Hof drang und unsere Todtenwache durch schändliches Heidenthum störte!"

„Richtet ihn auf!" befahl der Alte.

Reep und Gerd stellten den Biesterfreien auf seine Füße; Kallinkradt war ein Bild des Erbarmens und sah scheußlich zugleich aus, seine Hände waren durch die Bisse der gelben Hunde gräßlich zerfleischt,

sein Antlitz war grasgrün, die Augen weit aus den Höhlen herausgequollen, Schaum stand auf seinen Lippen, er zitterte und bebte so, daß er wieder umgesunken wäre, wenn ihn Gerd und Reep nicht gehalten hätten.

Mit der Würde eines Richters, der den curilischen Stuhl besteigt, sprach der Greis: „Kallinkradt, Dein Vater ist mein Freund und Bruder gewesen, mein Genosse im Glück, mein Genosse im Unglück, darum sollst Du nicht sterben für die schwere Beleidigung, die Du mir und meinem Hause zugefügt in dieser Nacht. Bindet ihm die Arme los.“

Reep und Gerd schnitten augenblicklich die Stricke durch; die Autorität des Vaters brauchte sich nur zu zeigen, um sie gehorsam zu machen.

Mit einem leeren Blicke stierte der Biesterfreie um sich, er begriff nichts von Allem, was geschah.

„Wer hat diesen Verfluchten in dieses Haus gerufen?“ fragte der alte Rusoppe wieder.

„Oda!“ antworteten Reep und Gerd aus einem Munde.

„Oda, tritt hier her!“ befahl der Greis.

Das Mädchen gehorchte, wenn auch zögernd; Ridag verwunderte sich über die Maßen, es war an ihr nichts mehr von der verlockenden und zugleich erschreckenden Schönheit, die ihn kurz zuvor in so grenzenlose Verwirrung gesetzt, es war nur ein abgezehrtes, angstvolles Mädchen, welches mit schlotternden Knien, keines Wortes mächtig, vor ihrem Richter stand.

„Was ist Dir dieser Mann," fragte Rusoppe streng, „den Du in das Haus Deines Vaters gerufen hast, um unsere Trauer um Deine Mutter freventlich zu stören?"

Oda antwortete nicht.

„Hat dieser Mann ein Anrecht auf Dich? Hast Du ihm Macht über Dich gegeben?"

Oda bejahte durch ein stummes Neigen des Kopfes.

„Dann hast Du Dich geschieden von uns, dann gehe hin, Unglückselige, führe ihn hinaus und flüchte mit ihm so weit Du kannst, flüchte, denn das Verderben ist hinter ihm, hinter Dir! Ich fluche Dir nicht, unglückliches Kind, kämest Du reuig wieder zurück zu mir, ließest Du von dem Unhold, meine Arme würden

offen sein, Dich zu empfangen, aber ich weiß es, daß Du nicht wiederkehrst, gehe hin und Gott erbarme sich Deiner!"

Es lag eine so unbeschreibliche Mischung von Strenge und Milde in dieser Weise, mit welcher der Greis verfuhr, daß die Männer ihre Augen naß werden fühlten, Gerberge schluchzte laut.

Oda aber zögerte; bald blickte sie auf ihren alten Vater, bald auf Kallinkradt, der noch immer kein rechtes Bewußtsein seiner Lage zu haben schien; einen Augenblick hofften die Anwesenden, Oda werde sich ihrem Vater zu Füßen werfen und Kallinkradt entsagen, aber das Mädchen gewann rasch ihren erschütterten Muth wieder, sie faßte Kallinkradt's Arm und führte ihn, ohne ein Wort zu sprechen hinaus; der Biesterfreie ließ sich willenlos führen, dem scharf beobachtenden Ridag aber schien es, als ob Oda wieder in einem Anflug der furchtbaren Schönheit von vorher leuchte. Er ward sich schaudernd bewußt, daß dieses schreckliche Mädchen einen gefährlichen Eindruck auf seine Sinne gemacht.

Als Oda mit Kallinkradt die Diele verlassen

hatte, blieben die Anwesenden einige Augenblicke stumm neben einander stehen, dann ging Ridag, um die Thüre zu verschließen. Gerberge aber umarmte ihren Vater und barg ihr bethräntes Antlitz an seiner Brust.

„Gerberge, meine Tochter," sprach der Greis leise, „Gott segne Dich, mein Kind, Du wirst noch viel Schweres und Schreckliches tragen müssen in diesem Leben, aber Gottes Barmherzigkeit und frommes Gebet werden bei Dir sein und dann ist Dein ganzes Leben ein Sonnentag!"

Der Alte sprach wie ein Prophet.

Auch Reep und Gerd traten jetzt zu ihrem Vater, er sah sie freundlich, fast lächelnd an, aber er sprach kein Wort zu ihnen, sondern legte nur seine beiden Hände segnend auf ihre Häupter. Auch zu Ridag sprach Rusoppe in dieser Nacht kein Wort mehr, aber er ließ sich von ihm zu seinem Sitze führen und saß da wieder, auf das Antlitz seiner todten Frau blickend, die Hände auf dem Knie gefaltet und schien, wie vorher, gleichgiltig zu sein und keinen Antheil mehr zu nehmen an dem, was um ihn vorging.

Auch die Andern nahmen ihre früheren Sitze still wieder ein, nur Gerberge machte sich am Herde zu schaffen, stellte die gestörte Ordnung wieder her und brachte endlich Allen wirthlich eine warme Suppe.

Ridag fiel es auf, daß sich ihm Gerberge nicht näherte, ja, daß sie ihn zu vermeiden schien. Er sagte sich sofort, daß Gerberge eine Ahnung habe von dem gewaltigen Eindruck, den Oda auf seine Sinne gemacht; er fühlte, daß es seine Pflicht sei, die Besorgniß der Braut zu verscheuchen und zugleich seiner eigenen Bewegung Herr zu werden.

Er faßte die Hand des Mädchens und zog es auf den Sitz neben sich; er fühlte wohl, daß sich Gerberge leise sträubte, aber auch, daß sie dem sanften Zuge nachgab. Als sie neben ihm saß, legte er seinen Arm um ihren Leib, neigte sein Haupt gegen das ihrige und sprach ernst: „Das ist eine furchtbare Nacht, meine Gerberge, Gott schütze und bewahre uns künftig und in aller Zeit vor solchem Spuk und Heidenthum! Deine Schwester Oda ist ein schreckliches Weib, sie hatte es mir angethan mit ihren zauberhaften Augen, sie wollte mich elend machen mit ihren

Blicken, ich fühlte es wohl und ich zitterte in meiner Schwachheit, aber ein kräftig Gebet schützt jeden Christenmenschen vor solchem Betrug. Der Zauber floß auseinander vor dem heiligen Namen und mir ist nichts geblieben, als ein bitterer Schmerz über die Schwäche!"

Je länger Ridag so sprach, desto freundlicher wurde Gerberge's Antlitz wieder, desto ruhiger wurde wieder ihr Gemüth und die hochgehenden Empfindungen in Ridag sänftigten sich mehr und mehr. Traulich, wie vorher, ja noch inniger schmiegte sich das Mädchen an den Geliebten; sie hatte nur eine kleine dunkle Ahnung davon gehabt, daß er ihr hätte entrissen werden können, das hatte sie scheu gemacht, seine guten Worte aber und sein liebevolles Wesen gaben ihr fast augenblicklich den heiteren Gleichmuth wieder, der ihr eigen war. Es ging eben Alles nicht tief bei ihr und dicht an die Seite des Geliebten gerückt, hatte sie bald die wilden Vorgänge der Nacht gänzlich vergessen. Ja, selbst ihre Munterkeit kehrte rasch zurück und lächelnd deutete sie mit dem Finger auf ihre Brüder, welche auf der Bank saßen und

schliefen, aber selbst im Schlafe Alles gemeinsam thaten, das heißt aus einem Tone schnarchten und genau zu demselben Augenblick mit den dicken Köpfen nickten.

Ridag selbst trotz seines Ernstes mußte lächeln bei diesem Anblick, bemerkte aber zu gleicher Zeit mit einem unbehaglichen Erstaunen die glühenden Blicke seines Bruders Sprinksgut, welche jeder Bewegung Gerberge's folgten und sie nie verließen. Die Blicke des Bruders gefielen ihm gar nicht und er schüttelte leise den Kopf. Die Ruhe wurde in der Nacht nicht wieder gestört.

Das war die Todtenwache im Rusoppenhof!

Fünftes Capitel.

Die heilige Nacht.

Die Weihnachtszeit war lange, bevor die alten Deutschen sich zum Kreuze bekannten, eine hohe und heilige Zeit. Das Jahr unserer Altvordern hatte schon im Heidenthum vier „Hochzeiten“, zwei Sonnenwendfeste, zwei Nachtgleichfeste. Das Mittsommerfest, wenn die Sonne am höchsten steht, 24. Juni, wurde den Christen sinnvoll zum Feste St. Johannis des Täufers, das Winterfest, wenn die Sonne am tiefsten steht, 27. December, zum Feste Sanct Johannis des Evangelisten und die dreizehn Nächte vom 27. December bis zum 6. Januar hießen schon in der Heidenzeit Weihenächte, Weihenachten, und weckten große Ehrfurcht im Volke, bevor sie noch vom Vorabend der Geburt unseres Herrn bis zum heiligen Dreikönigstag gezählt wurden. Das

Frühlings- oder Osterfest wurde zum Auferstehungsfest, behielt aber seinen alten Namen „Ostern“ und das Herbstfest wurde in verschiedenen Gegenden zu verschiedener Zeit, hier als Sanct Michelsfest, dort als Allerheiligenfest gefeiert.

Das Weihnachtsfest, oder Dreizehnmissen, blieb das höchste Fest auch der deutschen Christen, wie's das höchste Fest der Deutschen in der Heidenzeit gewesen. Schon Tacitus gedenkt dieses deutschen Festes und nennt es Tanfana. Der Name hat manchen gelehrten Streit entzündet, man hat sogar eine altgermanische Göttin Tanfana daraus machen wollen; Tanfana ist aber nichts weiter als Tannfahne, Tannenwedel, Tannenzweig und das Fest heißt das Fest der Tannzweige, weil die, welche an der Hainfahrt dieses Festes, dem Zuge zum heiligen Hain, theilnahmen, Tannenzweige in den Händen trugen; man hatte kein anderes Grün um diese Jahreszeit in Deutschland.

Der Christbaum Norddeutschlands ist die Tannfahne unserer Altvordern; schon in den ältesten Zeiten schmückte man die Tannfahne, den Tannenzweig für die Mädchen mit bunten Bändern, für die Kinder mit

Eßwaren, für Alte mit Lichtern. Ueberall brannten in der heiligen Nacht Lichter; Tannen, Linden und Eichen wurden mit Kerzen und Fackeln erleuchtet, auf den Kreuzwegen brannten Lichter, was in den ersten christlichen Jahrhunderten die Bischöfe mehrfach verboten. Man schöpfte Weihwasser in der heiligen Nacht und wer den rechten Moment traf, der fand das Wasser in Wein verwandelt. In den dreizehn Nächten ruhte jede Arbeit und jeder Streit; man rührte keine Waffe an, und das wurde so heilig gehalten, daß Cäsar und Germanicus während dieser Zeit verheerend in das Gebiet der Marsen eindringen konnten, ohne Widerstand zu finden. Bis ins spätere Mittelalter wurden weder Holz- noch Jagdfrevel während der dreizehn Nächte bestraft; selbst der Aermste durfte sich seinen Festbraten holen und das Holz dazu, um ihn zu bereiten. Auch das Vieh wurde in der heiligen Nacht noch einmal gefüttert; die Obstbäume in den Gärten wurden geschüttelt, dann trugen sie reichlicher im nächsten Jahr. Endlich wurde ein neuer Weihnachtskloben, gewöhnlich ein Wurzelstock, an den Feuerherd gebracht, der das ganze Jahr mitglimmte, aber sorglich

gehütet wurde, daß er nicht ganz verbrenne. Der Rest des alten wurde in der heiligen Nacht selbst zerkleint und zerstoßen, und während der dreizehn Nächte noch auf die Felder gestreut, welche dadurch fruchtbar wurden; Kinder und Dienstboten, die Witwen und Armen reichlich beschenkt, und keinem Armen eine Gabe versagt.

Freilich mischte sich da auch, namentlich in wilden Zeiten, allerlei Thorheit und verwerflicher Aberglaube ein, und die Kirche trat mit Recht eifernd und strafend dagegen auf; wie aber in dem ganzen germanischen Götterdienst gewisse Hindeutungen auf das Christenthum nicht zu verkennen sind, wie durch die ganze germanische Welt ein Hauch des Christenthumes, eine Vorahnung dessen, der da kommt, lebte, so knüpfte die Kirche mit Weisheit und Liebe überall an, wo sie einen Punkt fand, und die christlichen Anschauungen verschmolzen mit vorchristlichen Ahnungen; die schönen und sinnvollen alten Gebräuche wurden nicht abgeschafft und zerstört, sondern empfingen von der Kirche den Inhalt, auf den sie gewartet hatten, die volle Bedeutung und höhern Glanz.

Was ehedem eine bange Ahnung bei Wenigen gewesen, es war ein beglückender Glaube für Alle geworden.

Man feierte noch immer die Geburt der Zeit, aber es war die Geburt des Herrn, der über alle Zeit ist; man feierte noch immer die heilige Nacht durch festliche Züge, die Tannfahne, den Tannzweig in der Hand, aber man zog nicht mehr zu unbekannten, wesenlosen Gedankenbildern in die heiligen Haine, sondern in die Kirche, zu dem Altare dessen, der Allen kundig, weil Aller Helfer, Herr und Heiland. Um Mitternacht, mochte der Schnee noch so tief liegen, die Regenschauer noch so arg toben, war Jeder in seiner erleuchteten Kirche, um anzubeten vor der Krippe, die schön geschmückt war, und die Weihnachtslieder mitzusingen. Das junge Volk aber zog von Kirche zu Kirche mit der Tannfahne, deren Grün auf die Verheißung der Auferstehung nicht mehr der Natur allein deutete. Die Jugend mußte sich überzeugen mit eigenen Augen, daß die Krippe ihrer Kirche von ihnen selbst geschmückt, doch die schönste sei, und daß die Weihnachtslieder nirgends so schön klängen, wie in

ihrem Gotteshause. Und welche Lust auf dieser Kirchfahrt in der heiligen Nacht, auf welcher nie die heiligen Gesänge verstummten, alle Kirchen und Häuser im Lichterschmuck strahlten!

Es versteht sich von selbst, daß im ganzen Essendischen Stift das Weihnachtsfest nirgends so aus dem Vollen gefeiert wurde, wie bei dem Ritter Ardey auf dem Königshofe. Der Ritter selbst war ein großmüthiger Herr, seine reiche Gemahlin so rasch und lieblich im Geben, wie selten Eine, der Pater Walram aber, der ehrwürdiger Benedictiner, war da, um dem Fest der heiligen Nacht die höchste Weihe zu geben.

In einem weiten, dazu ausgeräumten und mit Grün geschmückten Stall war ein Herd errichtet, auf welchem der Weihnachtskloben „eingethan“ war; hier war versammelt, was es an Armuth gab im Beifang, und was von den Hörigen nicht die Mittel hatte, selbst das Fest zu feiern. Hier hatte der fromme Benedictiner zu den Leuten, es waren deren an zweihundert, und Alle mit Tannzweigen und Lichtern in der Hand, in Gegenwart des Ritters und der ganzen Familie, kurze, aber eindringliche Worte über

die Bedeutung des Festes gesprochen und dann mit ihnen gesungen:

„Christkind klein, Du hell Karfunkel,
Kehr' in mein Herze ein.
Erleucht' sein Dunkel;
Laß es Dein Gärtchen sein,
Dein Bettchen weich und rein,
O Jesulein!
Ihr Nixen all', Ihr Elfen all',
Hervor aus Wald und Quell',
Eilt zu der Krippe schnell
Und singet Alle hell:
Im Wieglein lieget Jesus Christ,
Deß Reich ohne Ziel und Ende ist!"

Nach diesen und ähnlichen Gesängen, für deren kindliche Zartheit in späterer Zeit das Verständniß zu fehlen begann, an deren harmloser Spielerei man wohl gar Anstoß nahm, begann man die stattliche Weihnachtsanrichte oder Bewirthung. Da gab's süßen Brei in großen, flachen, hölzernen Fässern, da gab's dicken Kuchen mit Honig gesüßt, geräuchertes Fleisch aller Art und frisches Festbrot; Jeder mochte zulangen, soviel er vermochte und unter den Brustkittel mochte er auch noch stecken, so viel Platz hatte für die folgenden Tage, denn heute ging's aus dem Vollen, und

der Ritter gab's gerne. Dazu wurde manch tüchtiger Trunk gethan, und Bier oder Meth war reichlich aufgestellt. Ueber das Ganze aber, um Ordnung zu halten, schaltete ein Leutevoigt, unter welchem ein lustiger Alter die Männer, ein steinalt Mütterlein aber die Weibervölker beaufsichtigte.

Als der Erbvoigt mit seiner Familie aus der großen Versammlung der Leute zu seinem Thurme zurückkehrte, da vermochte er kaum noch durchzukommen, so dicht war die uns schon bekannte Thurmhalle von den reisigen Spießgesellen, der Hausdienerschaft und deren Angehörigen gefüllt.

Auch hier hielt der Benedictiner vor dem lodernden Weihnachtskloben eine Ansprache an die Versammelten, auch hier tönte es im frommen Gesang:

O Engel all, Erzengel all,
Laßt Himmel Himmel sein,
Kommt nach Bethlehem zum Stall
Und stimmet auch mit ein;
Ein Knäblein geboren in Bethlehem,
Drob jubelt laut Jerusalem;
O liebstes Knäblein fein,
O liebstes Knäblein lind,
O Jesulein
Mein süßes Kind!

Die Bewirthung war hier noch mannichfacher, wenn auch nicht reichlicher als drüben; die Wittköpfe Terbonen und Kersebom gingen sogar mit Weinkannen herum, doch schenkten sie daraus mit einer gewissen Auswahl und Zurückhaltung. Ueberall Weihnachten, unzählige fröhliche Leute!

Am schönsten aber war's droben in der kleinen Capelle; die war wie eine Laube so grün und überall leuchteten Lichter zwischen den Tannenzweigen, über dem Altar aber lag das Christkindlein in einer goldenen Krippe, die sich gleich einer Wiege bewegen ließ. Hierher führte Pater Walram jetzt seines Bruders Familie und die nächsten Hausdiener, Männlein wie Weiblein. Das kindliche Herz des frommen Priesters hatte seine herzinnige Freude an der Lust der Seinen, an ihrer frohen Bewunderung, denn er selbst hatte Alles geschaffen und geschmückt, vergoldet und bunt bemalt und als ihm sein Bruder, der Ritter, stumm die Hand drückte, Frau Richenza ihm mit nassen Augen ihren Säugling zum Kuß reichte und der „Rabe", der Anfangs ganz verblüfft mit offenem Mäulchen und weit aufgesperrten Augen dagestanden,

ihn tüchtig am Ordenskleid zupfte und fragte: „Hier geht's wohl in den Himmel, lieb Oheim?" da war's ihm im Sinne, als ging es wirklich hier geraden Weg's zum Himmel.

Aber der fromme Priester gab sich seiner kindlichen Weise nicht lange hin, denn er sah in Hatmond's zartes Antlitz und darin las er Schmerz und Kummer, obwohl die Jungfrau lieblich lächelte; und dann sah er in des Leibknappen Florenz Angesicht, darin las er eine bange Verlegenheit, da neigte er leise sein Haupt, denn trotz aller Kindlichkeit war der Benedictiner ein scharfer Kenner der menschlichen Herzen.

Er hielt auch hier einen Weihnachtsspruch und wußte darin gar wohl ein Wort zu legen, welches Hatmond's Herz erquickte, und ein anderes Wort, welches das Herz des schönen Florenz traf, so daß er fast erschrocken einen scheuen Blick zu dem Priester hinüber warf. Es fand jedes sein Wort, das ihm gehörte, die Anderen aber bemerkten davon nichts.

Dann sang der Priester:

„O süßeste Liebe,
Die alles besiegt,
Der Herr in einer Krippe liegt
Bei Ochs und Esel armselig;
Es ist von hoher Art
Hier Gott und Mensch gepaart,
Ihr Hirten laßt uns preisen,
Den der da liegt in Heu und Stroh
Und läßt sich damit zieren;
Auf singet all
Mit lautem Schall:
Der Herr ist da! Der Herr ist da!
In excelsis Gloria!“

Der fromme Vater hatte eine herrliche Singstimme und als er sang „in Excelsis Gloria!“ da war in seinem Gloria das volle Jauchzen der dankerfüllten Kreatur und es war sein Ton so mächtig, daß selbst der Ritter von Ardey, der bei jeglichem Singen nur brummte, weil er seiner ungefügen Stimme nicht trauen durfte, mit der ganzen Kraft seiner Lungen einstimmte, was freilich schrecklich anzuhören war, aber doch recht gut ließ und zum Feste mitgehörte.

Und als sie aus der Kapelle kamen, da ging der Erbvoigt gar stattlich zu Tisch mit den Seinigen in

einem langen schmalen Gemach, in welchem nichts als ein standfester Tisch mit Bänken auf beiden Seiten, der sich durch das ganze Gemach hinzog. Am oberen Ende sah man einen offenen Schrein, aus welchem das reiche Silbergeschirr des Hauses funkelnd hervorleuchtete; meist Kannen und Becher von nicht unfeiner Arbeit, aber auch mächtige Schwenkwannen, Schüsseln und Untersätze, die in ihren Formen hohes Alterthum und römische Kunst verriethen.

Vor diesem Prunkschrein stand die Dienerin, die besonders mit der Reinigung und Bewachung des Familienschatzes, wenn die Hausfrau den Schrein geöffnet hatte, beauftragt war. Diese Dienerin hieß die Silberdirne, oder die Blankwäscherin, und hier war's zur Zeit eine Magd, in deren Haar das Alter selbst schon Silberfäden gezogen. Die Silberdirne aber stand als eine Vertrauensperson der Herrschaft im höchsten Ansehen bei männiglich auf dem Königshofe.

Am oberen Theile des Tisches standen zwei große hölzerne Stühle mit steifen Lehnen und Schnitzwerk daran, die waren jeder mit einer schönen Bärendecke belegt und zwischen die beiden Stühle war ein hoher

dreibeiniger Sessel geschoben, über welchen ein sauberes Pelzwerk von Eichhörnchenfellen gebreitet war, Grauwerk nannte man's damals.

Die untere Schmalseite des Tisches war frei und gestattete so einen Gang nach der Langseite an den Fenstern; auch mußte hier Platz sein, denn es befand sich da in der Mitte der Mauer eine Oeffnung, lang und schmal, mit einer schweren eisernen Fallklappe geschlossen, durch welche beim Speisen die vollen Schüsseln herein, die leeren aber hinaus geschoben wurden. Hier stieß nämlich die Mauer des Thurmes an das lange Gebäude, in welchem sich, dem Thurm zunächst, die Herrenküche befand; aus dieser brachten die Mägde die Schüsseln herauf und schoben sie durch den Schalter in den Speisesaal, wo sie der Truchseß, von etlichen Knechten unterstützt, in Empfang nahm und auf die Tafel setzte.

Doch wurde in der Herrenküche nur an großen Tagen, bei feierlichen Bewirthungen, gekocht, für gewöhnlich gab es im Thurm selbst eine kleinere Küche, die Frauenküche genannt, in welcher Frau Richenza als Hausfrau selbst schaltete.

An fünfzig Personen waren schon in dem langen Speisesaal, dessen Estrich mit weißem Sand und Tannenzweigen bestreut war, versammelt, ehe der Erbvoigt mit seiner Familie eintrat. Es waren das die Unterbeamten des Erbvoigts, welche in der heiligen Nacht das Recht der gastlichen Bewirthung auf dem Oberhofe hatten und mit ihren Frauen, erwachsenen Kindern, sonstigen Verwandten, auch wohl Freunden erscheinen durften. Ein paar Wehrfester und Wachszinsige waren wohl auch dabei, endlich ältere Kriegsleute und Hausdiener. Die Unterbeamten waren meist Holzgrafen, Floßgrafen, Riedgrafen, Hollergrafen, von deren Amt und Stellung wir nicht immer die rechte Vorstellung mehr haben mögen.

Als sich die Thür neben dem Prunkschrein öffnete, marschirten zwei Burschen in rothen Schlitzkitteln und nicht ganz saubern Pelzkappen herein und bliesen auf gewundenen metallenen Hörnern eine etwas dumpfe Weise, die man an einer andern Stelle für einen Trauermarsch gehalten hätte, die aber den Essendischen Leuten sehr wohl gefiel und immer sehr bewundert wurde. Der Erbvoigt meinte nicht unfein, solche Musik

wolle das Knurren des hungrigen Magens der ganzen Gesellschaft andeuten.

Nach den Hornbläsern erschien der kleine Walram im blauen Festkittel mit einer weißen Pelzkappe und weißem Gürtel, beide mit grünen Tannenzweigen besteckt, stattlich angethan; der kleine Mensch gab sich auch ein ganz absonderliches Ansehen und schien trotz seiner lachenden Augen ganz von seiner eigenen Wichtigkeit überzeugt zu sein. Neben dem „Raben" trollte sein schwarzer Hund, dem die grünen Tannenfahnen, die ihm der Rabe in das Halsband gesteckt, etwas unbequem zu sein schienen.

Der Ritter von Ardey, in voller ritterlicher Kleidung, einen blauen pelzverbrämten Mantel über der Schulter, führte seine Gemalin, welche in einem weißen Unterkleide, einer himmelblauen Tunica und einem weißen Mantel gar lieblich aussah.

„Schön wie ein Muttergottesbild!" flüsterten sich die Gäste zu.

Danach kam der schöne Florenz, über die Maßen geputzt, der führte Fräulein Hatmond, welche ernst und stolz sich nur leicht auf den Arm des Knappen

stützte und gar herrlich gekleidet einen blaßgelben Mantel über der dunkelblauen Tunica trug. Hinter drein kam noch mit den fünf oder sechs Hausdirnen der Müller von St. Agathen, ein dicker, lustiger Graukopf mit rothen Wangen und zwinkernden Augen, der die Pflicht oder das Recht hatte, dem Erbvoigt in der heiligen Nacht als Schenke zu dienen, und darum hieß seine Mühle bei St. Agathen die Schenkenmühle und er hatte das Recht, sich das Holz, das er brauchte, aus einem zum Oberhof gehörigen Forst zu holen, der davon das Schenkenholz genannt wurde. Versäumte der Müller seine Schenkenpflicht in der heiligen Nacht, so war sein Holzrecht erloschen und er mußte es um eine namhafte Summe einlösen. Man kann sich denken, daß der Müller im Königshofe in der heiligen Nacht ein Gast war, auf den man immer und unter allen Umständen rechnen konnte.

„Fröhliche Weihnacht, gute Leute, liebe Brüder!" grüßte der Erbvoigt mit schallender Stimme und lüftete dabei den Pelzhut leicht.

„Fröhliche Weihnacht! fröhliche Weihnacht! gestren-

ger Ritter, edle Frau!" antworteten die Gäste nach dem Brauch.

„Fröhliche Weihnacht!" rief der Rabe mit heller Stimme hinterdrein, wehrte sich aber, mit Händen und Füßen strampelnd, gegen die Liebkosungen, mit denen ihn die Holz-, Floß-, Holler- und Riedgrafen-Frauen und Töchter überschütteten.

Der Erbvoigt und seine Gemalin machten nun die Runde um den Tisch, reichten jedem Gast die Hand und hießen jeden willkommen, wobei Frau Richenza manch gutes und theilnehmendes Wort anzubringen wußte.

Als sie herum waren, stellte sich der Erbvoigt hinter seinen Stuhl und die Gäste rückten auf beiden Seiten hintereinander in den schmalen Raum zwischen Tisch und Bank ein. Als Alle in Ordnung standen, zog der Erbvoigt den Hut und sprach das Tischgebet, wie er immer that, wenn sein Bruder nicht zugegen war. Der ehrwürdige Benedictiner speiste selten bei großen Gastmahlen mit, er erschien dann meist erst gegen Ende des Mahles und sprach das gratias.

Nach dem Gebet setzte sich der Ritter zur Rechten,

seine Gemalin zur Linken, zwischen Beiden hatte der Rabe seinen Platz; neben der Hausfrau saß Fräulein Hatmond, neben dem Ritter der schöne Florenz, auf seiner Bank saßen die Männer, auf Hatmond's Bank die Frauen und Jungfrauen, Alle nach Rang und Alter geordnet.

Nun wurde aufgetragen in gewaltiger Menge süßer Mehlbrei mit Weinbeeren und Käse, gekochter Schinken mit Zwiebeln, zwei mächtige Wildschweinsköpfe, Lendenbraten vom Stier, am Spieß gebraten, Rehkeulen und Hirschkeulen mit Weinmuß und Saffran, Geflügel mit Meerrettig, dicke Kuchen mit Honig und noch manche andere kräftige Schüssel, so daß die ganze Tafel voll stand. Darauf zogen Männer und Frauen ihre Messer hervor, nahmen, was ihnen dienlich war und begannen zu speisen auf eine Art, die unserer Zeit nicht immer ganz appetitlich erscheinen möchte, dieweil sie die zehn Finger oftmals zu Hülfe nehmen mußten. In den Brei- und Mußschüsseln steckten auch etliche Löffel, zierlich von Holz geschnitzt, da aß denn erst Einer, bis er daran genug hatte, dann gab er den Löffel weiter. Niemand nahm Anstoß daran.

Uebrigens ging's bei der Herrschaft selbst doch etwas vornehmer her, denn da hatte Jeder seinen kleinen hübschen Gewürzkasten vor sich, welcher außer den seltenen und theuren Gewürzen noch einen kleinen Löffel von Elfenbein enthielt. Der Gabeln bediente man sich im 12. Jahrhundert in Deutschland noch gar nicht und von Servietten wußte man nichts, deshalb wusch man sich nach Tisch die Hände.

Mit großer Feierlichkeit, die rothen Schlitzkittel bliesen wieder sehr anmuthig dazu, brachte der Müller dem Erbvoigt den ersten Trunk in einer mächtigen Silberkanne. Laut grüßten die Gäste, als der Ritter trank, dieser that einen tiefen Zug und gab dann die Kanne an Florenz und darauf ging sie von Hand zu Hand die Reihe der Männer hinunter.

Wetter! die Mannen verstanden sich aufs Trinken, denn so groß die Kanne war, der Müller mußte sie noch dreimal füllen, bevor sie die Reihe hinunter war und der Letzte that auch sein Bestes, daß der Schenk sie leer zurück bekam, wie's die Sitte heischte.

Unterdessen wurden Frau Richenza und Fräulein Hatmond mit süßem Wein, er war mit Honig und

Gewürz abgekocht, bedient von den Hausdirnen und nach ihnen all die anderen Frauen und Mädchen. Jede bekam ihren kleinen Silberbecher und die Hausdirnen liefen geschäftig auf und ab an der Frauenseite mit ihren vergoldeten Kannen, um die leeren Becher wieder zu füllen. Nach dem ersten Trunk setzten sich auch die rothen Schlitzkittel und der Müller mit unten an die verlängerte Reihe, denn nun wurde nicht mehr geblasen, sondern nur noch getrunken und zwar mit großer Ausdauer und einem nicht unlöblichen Eifer. Die Truchsessen aber hatten vor jedem Gast eine stattliche silberne Kanne voll Wein und eine noch größere voll Bier aufgestellt, dazu einen Trinkbecher, so daß sich Jeder bedienen konnte.

Trotz der Menge von Getränken, welche die Männer, während sie speisten, zu sich nahmen, blieb es doch ziemlich still. Die Art der Essendischen Leute ist schweigsam, nur unten trieb der Müller allerlei Schwänke und freute sich, wenn ihn ein breites rauhes Gelächter belohnte. Der Erbvoigt war auch nicht von vielen Worten uud fühlte sich beinahe belästigt durch die Reden seines Leibknappen, welcher

gern ein Gespräch zu Stande gebracht hätte, um mit Fräulein Hatmond reden zu können, welche heute so steif und ernst gegen ihn war, so kalt abweisend, daß er's merken mußte, so wenig feinfühlend er auch war. Der hübsche Bursch war durch die Weibervölker entsetzlich verwöhnt und betrachtete es halb und halb als eine Beleidigung, wenn ein Frauenzimmer nicht vorzugsweise freundlich gegen ihn that. Florenz machte sich nicht eben viel aus Fräulein Hatmond, sie war ihm zu fein und fromm, sein Geschmack waren derbere Reize und wilde Lustigkeit, aber er fühlte sich doch gekränkt, daß sie ihm gar keine Beachtung zu schenken schien.

Vor Frau Richenza hatte der junge Mann, der übrigens zu dem großen Geschlecht der Burggrafen von Hammerstein gehörte und Geld und Gut reichlich erbte nach seines Ohms Tode, einen heiligen Respect, der so groß war, daß er sie nie anzureden wagte, ohne gefragt zu sein, ja daß er die Augen niederschlug, wenn sie ihn anblickte. Woher das kam, wußte man nicht genau; man flüsterte sich aber ins Ohr, Frau Richenza habe den Leibknappen einmal ertappt, wie

er seine Arme um eine ihrer Dirnen geschlungen, da habe sie das Mädchen fortgeschickt, dem Knappen aber eine Predigt gehalten, die nicht allzulang gedauert habe, aber doch sehr kräftig gewesen sein müsse, denn seitdem habe der schöne Florenz nicht wieder gewagt, der edlen Frau ins Gesicht zu sehen.

Doch das war, wie gesagt, ein pures Gerücht, übrigens wußte Jedermann, und vielleicht das Frauenzimmer noch besser, auf dem Oberhofe, daß Frau Richenza, trotz der süßen Mildigkeit ihres Wesens und ihrer frommen Sanftmuth, das Regiment sehr fest in den kleinen zierlichen Händen hielt, keine Unordnung litt und eine ganz wunderbare Art hatte, sich Gehorsam zu schaffen. Die Uebelthäter und die Dirnen mit dem schlechten Gewissen fürchteten sich vor der milden, sanften Frau viel mehr, als vor dem barschen, etwas zornmüthigen und fluchenden Ritter selbst.

Da nun Florenz die Hausfrau nicht anzureden wagte, Fräulein Hatmond nicht zur Antwort zu bewegen wußte und allgemach merkte, daß er den Ritter noch unwillig machen werde, wenn er fortfahre, ihn beim Essen und Trinken zu stören, so wendete er

sich an den „Raben“, mit dem er sich sonst eben nicht allzuviel zu schaffen machte.

Das Kind sah ihn eine Weile mit seinen großen blauen Augen fragend an, dann sagte es plötzlich froh lächelnd:

„Du sprichst heute mit mir, Florenz, weil heilige Nacht ist!“

„Getroffen, klein Räbchen,“ antwortete der Knappe, „heute muß Alles lustig und gut Freund zusammen sein!“

„Hör mal, lieb Mütterchen, wie freundlich der Florenz heute mit mir spricht, das macht die heilige Nacht, ich weiß das!“

Der kleine Walram nickte sehr verständig und Frau Richenza sah mit einem sehr gütigen Blick auf Florenz; die Mutter war immer dankbar für die kleinste Freundlichkeit, die man ihrem Kinde zeigte.

Florenz erröthete und schlug die Augen nieder, er konnte noch roth werden! hastig aber fuhr er fort:

„Wir werden bald recht gute Freunde werden, Räbchen, Du wirst nun schon größer und mußt

anfangen zu lernen, damit Du ein Ritter wirst wie Dein Vater —"

Der kleine Bursch klatschte in die Hände.

„Ich werde Dir zum Unschuldigen-Kindertag ein kleines Schwert und einen Speer schenken, da fechten wir zusammen, da lernst Du's recht ordentlich!"

Der Rabe jauchzte laut auf, die Augen funkelten und die Wangen glühten.

„Und dann stecken wir an Deine Pelzkappe eine weiße Feder und machen sie mit einem großen Goldknopf fest, denn ein Ritter muß eine Feder am Hut tragen, die ihm bis auf die Schulter hängt!"

„Du giebst mir also ein Schwert, Florenz, einen kleinen Speer, eine lange Feder und einen goldenen Knopf?" fragte Walram zögernd und zählte diese Gegenstände an den Fingern her, sah aber Florenz dabei doch mit einigem Mißtrauen an, als könne er dessen plötzliche Großmuth nicht recht mit der früher bewiesenen Gleichgiltigkeit vereinen.

„Das Alles bekommst Du von mir am Unschuldigen-Kindertag," entgegnete der Knappe, „hier meine Hand darauf!"

Jubelnd gab ihm der Knabe die Hand, fast noch mehr als die Worte hatte der Ton der Stimme den Knaben von dem Ernst des Versprechens überzeugt. Florenz sprach wirklich zärtlich, und er heuchelte nicht, es regte sich Zärtlichkeit in seinem Herzen für den schönen, kräftigen Jungen, denn er fühlte, daß der warme Blick der Mutter auch auf ihm freundlich ruhe. Das Gefühl, von Frau Richenza freundlich angesehen zu werden, machte ihm das Herz so warm und leicht, daß er gar nicht auffsah, sondern fort und fort mit dem Raben plauderte. Er ahnte kaum, daß noch ein Paar Augen gütig auf ihn blickten; die dunkeln Sterne Hatmond's leuchteten ihm und er wußte es nicht. Florenz war ein schöner Mann, aber er hatte wirklich nie schöner ausgesehen, als heute, da er mit dem Raben Kinderpossen trieb.

Man beschenkte schon damals die Kinder in der heiligen Weihnachtszeit, doch geschah dieses nicht in der heiligen Nacht, sondern am 28. December, am Tage der unschuldigen Kindlein.

Es war ein seltsames Verhältniß, in welchem der schöne Florenz zu der edlen Jungfrau Hatmond

stand. Hatmond war eine vater- und mutterlose Waise aus dem schon seit undenklichen Zeiten in Westphalen und namentlich an der Ruhr angesessenen Geschlecht der Lohen, welches so ausgebreitet war, daß die verschiedenen Zweige des alten Stammes schon damals ihren Zusammenhang mit einander nicht nachzuweisen vermochten, zumal, da sie auch keine Guts- und Wappengenossenschaft bildeten, auch andere Namen von Schlössern oder Besitzungen annahmen und so immer weiter auseinandergingen.

Fräulein Hatmond war übrigens keine arme Waise, sondern ihr gehörte die Burg Erkenrode mit einer bedeutenden Begüterung, wo sie einen eigenen Burgvoigt hielt, welcher dort in ihrem Namen schaltete. Den Ritter von Ardey, den Gemal ihrer nächsten Verwandtin und Freundin, hatte sich Hatmond, wie das ihr Recht war, selbst zum Voigt und Vormund erkürt und lebte deshalb in dessen Hause.

Alle diese Umstände waren dem Ritter von Are sehr wohl bekannt, einem Freunde und Waffenbruder des Erbvoigts, der auf seinem Erbsitz Schwande nicht weit von Erkenrode in großer Wohlhabenheit lebte,

und kinderlos wie er war, seiner Schwester Sohn, den schönen Florenz, dessen Vater ein Burggraf von Hammerstein gewesen, zu seinem Erben bestimmt hatte. Burg Erkenrode aber wäre eine herrliche, wohlgelegene Vergrößerung für Schwande gewesen, und darum hatte der kluge Ohm seinen Mündel und Erben nach dem Königshof gesendet, um dort bei dem Ritter von Ardey Knappendienste zu thun und mit der Erbin von Erkenrode bekannt zu werden.

Der kluge Ritter von Are hatte sich wohl gehütet, den schönen Florenz auf Fräulein Hatmond aufmerksam zu machen; er wußte recht gut, daß das seinen Plänen nur hinderlich gewesen, denn unter anderen Eigenschaften besaß Florenz auch einen entsetzlichen Eigensinn und war sehr stolz darauf, seinen eigenen Weg zu gehen, obwohl er eigentlich nie ohne Leitung Anderer war; man konnte ihn gar leichtlich leiten, wenn man es ihn nur nicht merken ließ.

Wahrscheinlich würden die Pläne des alten klugen Ohm's in Schwande bald sich verwirklicht haben, denn die Schönheit und die reichen Gaben

der Herrin von Erkenrode waren wohl im Stande, einen jungen Mann zu fesseln, wenn Florenz nicht seine Jugend am Hofe des Erzbischofs von Köln und in dieser üppigen Freistadt zugebracht hätte, wo er, durch die Frauen verwöhnt, ein Wüstling und Mädchenjäger geworden war. Hatmond liebte den schönen Florenz bald mit der ganzen Kraft ihrer Seele, da sie aber ihm gegenüber stets die reine Würde ihrer Mädchenschaft wahrte, ja, je mehr sie fühlte, wie gewaltig ihre Liebe zu ihm wuchs, desto kälter sich in herber Jungfräulichkeit von ihm zurückhielt, da zog sich Florenz auch seinerseits zurück. Er gab sich nicht gern Mühe, das kölnische Frauenzimmer hatte ihn durch rasches Entgegenkommen verwöhnt; auch war sein Geschmack schon durch unzählige Liebesaventuren verdorben, eine vollbusige Magd mit derben Gliedern war eigentlich mehr nach seinem Sinne, wie die fast ideale Schönheit der jungfräulichen Hatmond.

Hatmond hatte viel Kummer und Schmerz über das Benehmen des Knappen, denn sie erfuhr genug von seinen unwürdigen Liebschaften, dennoch blieb ihm

unverdient die reine Neigung dieses edeln Mädchens, das von Tag zu Tag hoffte, und jede, meist ganz unbewußte bessere Regung, welche Florenz verrieth, sich günstig deutete und für das erste Zeichen der Besserung hielt. Sie hatte keine Ahnung von der bis jetzt schier hoffnungslosen Gleichgiltigkeit des Knappen gegen sie und ihre Liebe.

Am Tage vor der heiligen Nacht war Hatmond erst von dem unwürdigen Verhältniß unterrichtet worden, in welchem Florenz zu Oda, der Geliebten des verrufenen Kallinkradt stand; es war lange schon im ganzen Beifang bekannt, daß Oda den schönen Knappen listig an sich gelockt, daß sie ihn beherrschte und ihn auf's Schamloseste ausplünderte. Man wußte aber nicht, daß Oda das Alles nicht aus sich selbst, sondern auf Betreiben des listigen Kallinkradt that, welcher ihr auch Alles abnahm, was sie von Florenz erpreßte.

Auch der Ritter von Ardey hatte Allerlei über Oda vernommen, aber er nahm's leichter, begnügte sich, dem Knappen einige ernste Worte der Warnung zu sagen, und vergaß es in der nächsten Stunde.

Hatmond war empört und trug um so schwerer an der Bürde dieses neuen Schmerzes, den ihr die Liebe bereitete, als sie wegen der Vorbereitung zum Feste keine Gelegenheit gehabt hatte, ihr Herz durch Mittheilung zu erleichtern, denn ihre beiden Vertrauten, der Pater Walram und Frau Richenza, waren so beschäftigt, daß keine Möglichkeit war zu einer stillen Zwiesprache.

Mit diesem nagenden Schmerz war Fräulein Hatmond in die Festlichkeit eingetreten und sie war fest entschlossen, an den unwürdigen Florenz auch nicht das kleinste Zeichen von Gunst und Freundlichkeit mehr zu verschwenden; da sah sie, da hörte sie den Knappen im Gespräch mit dem Raben und augenblicklich schmolz die starre Eisrinde, mit welcher sie ihr liebend Herz so fest umpanzert geglaubt hatte, der Fürsprecher tief drinnen ward laut und leise flüsternd, auf's Neue von seliger Hoffnung angehaucht, mit nassen Augen sagte die edle Jungfrau zu sich selbst: „nein, er ist noch nicht verloren, ich gebe ihn nicht auf, wer so lieblich und so kindlich mit einem Kinde verkehrt, der ist noch nicht der bessern Empfin-

dung bar, so groß auch seine Verirrungen sein mögen. Es ist da noch ein Punkt, wo man anknüpfen, von dem aus man ihn wieder gewinnen kann."

So sprach Hatmond mit sich selbst und freundlich strahlten die Augen der Jungfrau auf den Knappen nieder. Man gewinnt nicht nur die Herzen der Mütter, wenn man herzlich mit den Kindern zu verfahren weiß, sondern die Herzen aller edeln Frauen und Jungfrauen, denn in allen regt sich bei solchem Anblick die künftige Mutter.

Als Florenz endlich sich wieder aufrichtete, vermied er immer noch den Blick der Frau Richenza, und darum mochte er Hatmond ansehen, aber er erschrak vor dem Blick reinster Theilnahme und zärtlichster Freundlichkeit, der ihm da aus den dunklen Augen der Herrin von Erkenrode so holdselig entgegenstrahlte.

Und Hatmond schlug ihre Augen nicht nieder, ihr Herz war in diesem Moment so voll liebender Theilnahme, daß sie dieselbe wenigstens durch Blicke kundgeben mußte. Bei Florenz folgte dem Erschrecken Staunen, denn er sah urplötzlich, wie wun-

derbar schön Hatmond war; er begriff gar nicht, wo er in diesen letzten zwei Jahren seine Augen gehabt; zwei Jahre und drüber schon lebte er mit Hatmond unter einem Dache, und heute erst entdeckte er, wie himmlisch schön sie war. Und zu gleicher Zeit empfand er die Wärme dieses Blickes in seinem Herzen, es kam über seine Empfindungen, wie Frühlingsregen über welke Wiesen, es wehte ihn an so erquicklich wie Morgenwind; wie eine Prachtblüthe entfaltete sich die Ahnung in ihm, daß Hatmond's Liebe allein ihm die höchste Wonne der Erde bieten, und daß er um diese Liebe werben und ringen dürfe.

Alle diese Gedanken und Empfindungen wurden so plötzlich wach in dem jungen Manne, daß eine dunkle Röthe sein Antlitz deckte, daß ihm die Aufregung den Athem versetzte, und selbst seine Hand zitterte.

„Was ist Dir, Florenz?“ fragte der Ritter von Ardey; so mächtig war die Veränderung, die sich mit dem Knappen begab, daß sie der Erbvoigt selbst beim Becher bemerkte. Auch Frau Richenza bemerkte sie und lächelte fein, indem sie verstohlen

auf ihre Verwandtin blickte; auch Hatmond hatte sie bemerkt und ein liebliches Roth zog wie ein Hauch über ihre Wange. Der Rabe bemerkte die Bewegung nicht, aber er sagte sehr verständig: „Siehst Du, lieb Mütterlein, wie sich der Florenz, der gute Florenz, auf den Tag der unschuldigen Kindlein freut."

Florenz stürzte verlegen und hastig einen Becher Wein hinunter.

„Ja, freilich freut sich der Florenz auf den Kindleintag," sprach Frau Richenza scherzend und mit jener hinreißenden milden Anmuth, die ihr so eigen war; „Du und dein Brüderlein, Ihr werdet nicht allein beschenkt, Florenz bekommt auch seine Gabe!"

Darüber lachte der „Rabe" ganz gewaltig, denn es war damals ganz ungebräuchlich, daß sich zur Weihnachtszeit auch die Erwachsenen beschenkten, und es belustigte den Raben höchlich, daß der lange Florenz zu den Kindern gerechnet und am Kindleintag beschenkt werden sollte.

Florenz aber war überglücklich, in diesem Scherz hatte er die Verzeihung der edlen Hausfrau, und nun

erst wagte er aufzuschauen zu ihr, und er warf ihr einen wahrhaft rührenden Dankblick zu; Frau Richenza blickte ihn gar ernst und sinnig an. Da wendete sich Florenz ab, es kam plötzlich das Gefühl über ihn, dunkel und unklar, daß er gar nicht würdig sei, von so edlen Frauen, wie Richenza und Hatmond, so mild und freundlich gehalten zu werden, und mit einer raschen Bewegung verbarg er plötzlich seine Hände unter der Tischplatte. Es war ihm, als wären seine Hände besudelt und als dürfte er sie nicht sehen lassen vor den reinen Frauengestalten ihm gegenüber.

Dann saß er, und blickte verlegen über das, was er gethan, vor sich nieder.

Er hatte seine Gedanken verrathen, aber das gereichte ihm bei Richenza und Hatmond nicht zum Nachtheil; die Beiden wußten seine Gedanken, die Art, in welcher er plötzlich seine Hände versteckt hatte, war zu ausdrucksvoll gewesen.

„Die heilige Nacht ist voll Wunder, sie öffnet die Herzen, sie öffnet die Augen!“ sprach Frau Richenza ernst und fast feierlich.

Der Ritter von Ardey glaubte, seine Gemalin rede mit ihm, da er sie aber nicht verstand, so schüttelte er den Kopf, hob die Kanne, beugte sich weit zurück und trank sie aus in einem gewaltigen Zuge. Dann setzte er sie klirrend nieder, holte tief Athem, wischte sich die Lippen mit der verkehrten Hand und schaute sich mit einem komisch stolzen Lächeln ringsum, als habe er ein Heldenstück verübt. Auch unterließen seine Gäste nicht, ihm bewundernd zuzunicken, und der Rabe erklärte, daß er auch aus der Kanne trinken werde, wenn er groß sei.

Hatmond und Florenz aber schauten sich einen Augenblick fest an, sie wußten, was Frau Richenza gemeint hatte.

Die Festmahlzeit nahte ihrem Ende, die Schüsseln waren leer und unordentliche Haufen von Knochen bezeichneten allein noch die Stellen, wo noch kurz zuvor Braten und Fleisch gewesen; damals glaubte man nur dann dem Festmahle eines Großen die rechte Ehre angethan zu haben, wenn man Alles wirklich Alles aufaß, was da war.

Jetzt trat Pater Walram, von einem der

rothen Schlitzkittel benachrichtigt, in den Speisesaal.

„Das ist freundlich von Dir, lieber Bruder, daß Du kommst, um uns das Dankgebet zu halten!“ sprach der Erbvoigt und reichte dem Benedictiner die Hand, indem er sich etwas schwerfällig erhob.

Alle folgten seinem Beispiele und standen auf, der Priester aber sprach das „gratias“.

Nach dem Dankgebet entfernten sich die Frauen, um in dem Gemach der Hausfrau noch heiße Würzmilch und Herzbrot zu genießen.

Der Priester führte die Hausfrau und den Raben, als dann aber Hatmond folgte, sprang Florenz hinzu, um der edlen Jungfrau den Arm zu reichen.

„Halt!“ rief der Erbvoigt, „wohin Florenz? Du darfst mich nicht verlassen bei der Kanne!“

„Gestattet, gestrenger Ritter,“ erwiderte der Knappe hastig, „daß ich Fräulein Hatmond zurückbegleite, wie ich sie hergeleitet habe!“

„Der muß doch immer dem Weibsvolk nach!“ brummte der Ritter in den Bart.

Florenz reichte Hatmond den Arm und führte sie hinaus; er hatte ihr etwas sagen wollen, aber der Weg zum Gemach der Hausfrau, obwohl er eine lange Treppe hinaufging, war zu kurz, er fand nicht Zeit, sich auf das zu besinnen, was er hatte sagen wollen. Noch niemals hatte Florenz sich in solcher Angst und Scheu bei einem Frauenzimmer gefühlt. Hatmond sprach auch kein Wort und ihr war es lieb, daß Florenz still blieb, nicht allein der anderen Frauen wegen, welche hinter ihnen herzogen und jedes Wort vernommen hätten.

Erst als er Hatmond in das Gemach der Frau Richenza geleitet, wo die Mägde schon die mit Zimmt und andern Gewürzen abgekochte heiße Milch ausschenkten, sprach er leise und stammelnd: „Ja, das ist gewißlich wahr, die heilige Nacht ist reich an Wundern!“

„Ihr dürft diese Nacht nicht vergessen, Florenz!“ entgegnete Hatmond ruhig und blickte dem Knappen frei und freundlich ins Gesicht, ihre Worte aber klangen wie eine holde Bitte.

„Unmöglich sie zu vergessen!" entgegnete Florenz begeistert.

„Ich glaube Euch!" sprach Hatmond bedeutungsvoll.

„Ihr müßt jetzt hinüber zu Eurem Ritter, lieber Florenz," sagte Frau Richenza zu dem Paar tretend und legte ihre schöne Hand leicht auf den Arm des Knappen, „mein lieber Herr vermißt Euch ungern, Ihr müßt gehen, selbst wenn Ihr unsere süße Würzmilch dem starken Bier vorziehen solltet!" setzte sie scherzend hinzu.

Florenz verbeugte sich auf der Stelle und ging hastig hinaus, aber sein Antlitz war eitel Sonnenschein; er sah sich auch auf der Schwelle nicht um, denn er empfand Besorgniß, daß ihm irgend ein unliebsamer Zufall etwas von der Seligkeit nehmen könnte, die er jetzund an sich verspürte. Er wußte selbst nicht, was ihn glücklicher, seliger gemacht hatte, die Milde Hatmond's, oder die Freundlichkeit Richenza's. Auf Hatmond's Blicke und Worte baute er Hoffnungen, die alle rosenroth und himmelblau waren und Richenza hatte ihn „lieber Flo-

renz" genannt, hatte ihre Hand gar auf seinen Arm gelegt, das war ihm noch nie geschehen, so lange er im Königshof verweilte.

Und womit hatte er das verdient? Er wußte, daß er's nicht verdient hatte, daß er dieser Güte gar nicht würdig war, es war ein Wunder, ein Wunder der heiligen Nacht!

Einen Augenblick stand er still am Fuß der Treppe, da klang ihm der Name „Oda" in's Ohr; hatte er ihn selbst ausgesprochen? Hatte ihm sein Gewissen diesen Namen abgepreßt? oder hatte ihn eine fremde Stimme gesprochen?

Er sah sich scheu um und sah nichts! Aus der Thurmhalle empor brauste der wüste Lärm eines Trinkgelages und vom Hofe her jubelten die fröhlichen Stimmen der ankommenden und abziehenden Gesellschaften, welche die ganze heilige Nacht hindurch von Ort zu Ort zogen.

„Oda," sprach er jetzt schaudernd vor sich hin, seine ganze Elendigkeit stand wie ein Gespenst vor ihm — er dachte daran, wie er vorher bei Tisch die Hände versteckt, weil sie ihm plötzlich so unsauber

vorgekommen, jetzt war's ihm lieb, daß er allein an der Treppe stand, denn er kam sich ganz und gar unsauber vor. Er hätte um keinen Preis jetzt vor Hatmond und Richenza stehen mögen.

Da öffnete sich die Thür des Speisesaals, er hörte die laute Stimme des Erbvoigts, welcher befahl: „Ruft mir den Weiberknecht, er soll mir in starkem Bier Bescheid thun, wie's ehrlichen deutschen Kriegsleuten geziemt, ich glaube, der junge Mensch säuft da oben süße Würzmilch mit den Weibervölkern!“

Der Erbvoigt lachte schmetternd, und schallendes Gelächter der ganzen Gesellschaft folgte.

In der Thür aber standen die beiden rothen Schlitzkittel und bliesen mühselig einige kreischende Töne, die eben so unsicher hinter einander herwankten, wie die geschätzten Musikkünstler.

Florenz aber riß sich empor, warf das Haar zurück, sprang, indem er die beiden Schlitzkittel zur Seite schleuderte, mit gleichen Beinen und einem gellenden Freudenrufe in das Gemach, wo ihm der Ritter selbst die volle Kanne entgegenstreckte.

Florenz leerte die ihm gebotene Kanne zur

völligen Zufriedenheit des Ritters, trieb auch allerlei Possen zur Erheiterung der Gesellschaft, war leutseliger als sonst seine Art war mit den ehrlichen Gesellen, so daß sie Alle seine guten Freunde wurden, was sie bis dahin gar nicht gewesen, und daß der Erbvoigt, dessen besonderer Günstling Florenz immer gewesen, seine rechtschaffene Freude daran hatte.

Der Florenz aber mußte so sein, er mußte reden und sich freundlich geberden mit den Leuten, das Herz trieb ihn, denn er war so entzückt, wie er noch niemals in seinem ganzen Leben gewesen. Weil ihm so gar gut zu Sinne, darum sollte es Allen so werden, und wenn er in diesem Augenblick dem Ritter etwas gesagt, das dem gar sanft that, so war er im nächsten schon bei dem Müller von Sanct Agathen, der ein noch ungetauftes Mägdlein in der Wiege hatte und bot sich dem zum Gevatter an, was dem Schenken ungemein schmeichelte. Hier drückte er einem Hollergrafen, der für einen ganzen Haufen kleiner Enkelein zu sorgen hatte, heimlich ein großes Silberstück in die Hand, und dort versprach er dem Floß-

grafen Peldruf eines seiner Messer zum Geschenk, das dem Alten ganz vorzüglich gefallen; drei oder vier Holzgrafen machte er durch einen tüchtigen Zutrunk glücklich, und zu einem grimmigen Kriegsknecht sagte er, zu dessen namenlosem Entzücken, daß der kölnische Rumormeister noch immer mit Schmerz an den Verlust des braven Beckslag denke, der wäre ihm allein so lieb gewesen, wie drei Andere, im Kampf so wohl, als auf der Bierbank. Der braune Beckslag hatte nämlich zehn Jahre bei den Bischöflichen gestanden, bevor er Dienst bei dem Ritter von Ardey genommen.

So machte sich der schöne Florenz die ganze Gesellschaft zu Freunden und wurde dabei selbst immer vergnügter, so daß er, wenn ihm Oda einfiel, und das geschah doch ein Paar Mal noch, geringe Mühe nur hatte, den Gedanken zu verscheuchen. Er wußte übrigens gar nicht, daß sein Benehmen in dieser Nacht ihn besser in den Augen der Leute wiederherstellte, als es irgend etwas anderes vermocht hätte, denn allerdings hatte sein Ansehen schon stark unter dem Gerede gelitten, was über seine unsaubere Verbin-

dung mit Oda und Kallinkradt im Schwange ging.

Er hatte den festen Entschluß gefaßt, Oda nicht wieder zu sehen, dem gefährlichen Mädchen auszuweichen, er schämte sich seiner Schwäche gegen die Dirne und des Verkehrs mit ihr und konnte schon gar nicht mehr begreifen, wie's möglich gewesen, daß ihn diese Dirne fesselte. Eine rechte Reue fühlte der junge Gesell nicht, aber er schämte sich, und das führt den halben Weg zur Reue.

Alle waren lustig, aber Keiner war lustiger als der Ritter von Ardey, der eine unglaubliche Menge von Bier getrunken hatte, sich aber doch ganz strack erhob und, einen tüchtigen Becher in der Hand, voranging, um die Gesellschaft in die Thurmhalle hinunter zu führen.

Es versteht sich, daß unten der Jubel groß war, als der Erbvoigt mit der vornehmen Gesellschaft erschien und den Wittköpfen befahl, sofort eine neue Tonne aufzulegen. In der Thurmhalle wurde tapfer weiter gezecht, aber damit war's noch nicht abgethan, denn nach einer Stunde etwa, es mochte Mitternacht

sein, erhuben sich die in der Thurmhalle Versammelten, die beiden Wölfe und einen ganzen Schwarm Hunde mit eingeschlossen, unter großem Tumult nach dem Feststalle, von welchem wir schon oben geredet, um den daselbst schmausenden und trinkenden Leuten einen Besuch zu machen. Die hatten auf diesen Besuch schon längst gewartet, denn abgesehen von der Ehre, freuten sie sich auf das stärkere Bier, welches von dem Augenblick an geschenkt wurde, in welchem der Erbvoigt unter sie trat. Wie in der Thurmhalle setzte der schöne Florenz auch hier seine Bestrebungen mit großem Erfolg fort, sich bei Allen angenehm zu machen. Bei den Weibern und Mädchen gelang ihm das noch rascher als bei den Mannsleuten und jeder Mund war bald seines Lobes voll; ja, diejenigen, welche noch am selben Abend gewaltig über ihn geschimpft, daß er der Oda nachgehe, erklärten jetzt einmüthig, Alles was man von ihm und der Oda erzähle, sei eitel Verläumdung und es könne gar keinen bessern jungen Herrn im ganzen Essendischen Stifte geben, als den schönen Florenz. Was weiter

geschah in dieser Nacht, ist des Erzählens nicht werth. Das Trinkgelag ward nicht über die Gebühr ausgedehnt, Florenz aber schlief doch nur wenig, und Fräulein Hatmond soll auch erst gegen Morgen Ruhe gefunden haben.

Sechstes Capitel.

Die Uebergabe.

Wenn der alte Rusoppe den Verlust der Scheinfreiheit, welche er in den letzten Jahren mit so großen Anstrengungen und so mühselig behauptet hatte, hart empfand, wenn er zögernd und widerwillig den Schritt that, welcher ihn in die Hörigkeit des Oberhofes führte, so waren es eben besondere Ursachen, welche in ihm diese Stimmung bewirkten, die Rückerinnerung nämlich an die beinahe wahnsinnige Abneigung der alten Beleke gegen die Hörigkeit, der peinliche Gedanke an seine verlorne Tochter Oda und noch einige untergeordnete Gründe. Solche Abneigung gegen die Hörigkeit wurde schon damals von Wenigen nur ver-

standen, von kaum Einem aber getheilt, die eigenen Kinder verstanden darin den alten Rusoppe nicht mehr, so mächtig war schon der Drang in jener Zeit, die Freiheit zu opfern, um Schutz zu gewinnen. Viele Männer begaben sich sogar ohne allen Zwang in ein Hörigkeitsverhältniß, lediglich um Gut und Land zu bekommen, Hörigkeits- und Lehnsverhältnisse flossen ineinander über, der Feudalstaat triumphirte vollständig über den Heerbannstaat.

Das Hörigkeitsverhältniß beruhte, in diesem Theile Deutschlands wenigstens, gleich allen Lehnsverhältnissen auf einem Vertrage, der beiden Theilen Rechte gab, beiden Theilen Pflichten auferlegte, aber eben weil es immer ein besonderer Vertrag war, auf welchem diese Verhältnisse beruhten, darum waren dieselben so unendlich mannichfaltig, daß es stets das Urtheil irre führen muß, wenn von einzelnen Fällen auf die Allgemeinheit Schlüsse gemacht werden. Die Lage der Hörigen konnte eine sehr vortheilhafte sein, konnte sich allerdings aber auch sehr traurig gestalten, je nachdem der Vertrag ursprünglich geschlossen, oder später gedeutet und gehandhabt wurde. Der Begriff der

Sclaverei aber lag an sich allen diesen Verhältnissen ganz fern, dieser ward erst durch die lateinischen Urkunden und deren Sprache hineingetragen.

Die Hörigkeit war kein servitium, die Hörigen waren keine servi oder mancipia im römischen Sinne. Die Hörigen konnten nicht verkauft oder verschenkt werden, sie gingen mit dem Besitz von Grund und Boden an einen andern Herrn über, nicht viel anders wie noch in neuester Zeit die Unterthanen in abgetretenen Provinzen aus einer Souveränetät in die andere übergehen. Daß die Hörigkeit unter Umständen zur thatsächlichen Sclaverei werden konnte, und hier und da auch wurde, lag nicht in dem Verhältniß an sich, sondern in den Mißbrauch desselben.

Es war ein heller und doch ziemlich milder Wintertag, an welchem der alte Rusoppe den Weg ging, der ihm so schwer zu gehen dünkte. Der Erbvoigt hatte ihn wissen lassen, daß die Urkunde für den Dienstag bereit sein sollte, daß er am Morgen dieses Tages die Uebergabe annehmen wolle, da er später noch einige Geschäfte zu ordnen habe.

Schon früh am Tage hatten sich deshalb die

Brüder Ridag und Sprinksgut auf dem Rusoppenhofe eingefunden, um die Familie abzuholen, welcher sie bei der Verhandlung vor dem Erbvoigt als Zeugen und Beistände dienen sollten. Der alte Mann erschien ruhig und ernst, war aber vielleicht auch stumpf und gleichgiltig, wie er sich seit seines Weibes Tode meist gezeigt. Gerberge hatte dafür gesorgt, daß der Vater sowohl, als die Brüder anständig in ihrer Kleidung erschienen, wie denn überhaupt der ganze Rusoppenhof bereits, wenn auch kein wohlhäbiges, so doch überall ein minder verwildertes und wüstes Ansehen als im Herbst bot. Die Güte des Paters Walram, die Großmuth der Frau von Ardey, der Fleiß Gerberge's, vorzüglich aber die thätige Unterstützung Ridag's und der Seinen hatten dazu eingewirkt. Ridag hatte seine Schwestern öfter auf den Rusoppenhof geschickt, um dort zu arbeiten; sie gehorchten ihm in diesem Punkte rascher und williger, als er es selbst gehofft hatte, und zeigten sich namentlich gegen Gerberge sehr unterthänig, was den Bruder freute, ohne daß er weiter darüber nachgedacht hätte.

Gerberge hatte aber bald die Quelle erkannt, aus welcher der Fleiß der sonst arbeitsscheuen Schwestern hervorging; Mette und Jutte waren nämlich sehr verliebt worden in Reep und Gerd, die beiden schmucken Burschen und hatten gar bald begriffen, daß sie das Ziel ihrer Wünsche nur dann erreichen konnten, wenn sie sich Ridag's und Gerberge's Gunst verdienten. Reep und Gerd sahen ihrerseits die Mädchen nicht ungern, würden aber ohne Gerberge's und Ridag's Zuthun sicherlich sich nicht mit ihnen einlassen das wußten Mette und Jutte, trotz ihrer Beschränktheit, recht wohl, denn auf diesem Punkt sind alle Mädchen klug genug.

Als Gerberge lachend ihren Ridag über die Umstände belehrte, hatte er seinerseits nichts gegen die Wünsche seiner Schwestern und als Beide mit Reep und Gerd sprachen, da kam's zu Tage, daß die Jungkerle sehr gerne die beiden Mädchen, die nicht ohne Reize für sie waren, zu Frauen machen würden, wenn Ridag nicht dagegen wäre, nur hatte keiner der guten Burschen eine bestimmte Vorliebe für Eins der Mädchen; sowohl dem Reep als dem Gerd war

die Jutte ebenso lieb als die Mette. Gerberge und Ridag lachten darüber und entschieden dann, daß der ältere Gerd die ältere Jutte, der jüngere Reep die jüngere Mette zum Weibe nehmen solle; mit welcher verständigen Anordnung dann auch alle, sowohl die Jungkerle als die Mädchen, sehr zufrieden waren. Dabei wurde zugleich auch ausgemacht, daß die drei Hochzeiten im Herbst zusammen an St. Michelsmissentag gefeiert werden sollten. Gerberge war zwar im ersten Augenblicke etwas betroffen, als sie hörte, daß Ridag ihre Hochzeit, die sie hatten im Frühling feiern wollen, so ohne Weiteres ein halbes Jahr hinausschob, aber sie war eine sehr verständige Person und war ganz der Meinung ihres Verlobten, als ihr dieser auseinandersetze, daß er seine Kotte nun ganz behaglich herstellen könne während des Sommers, daß sie auch Vorräthe sammeln und endlich die beiden Mädchen zu Hausfrauen anlernen müßten.

Eine ganz eigenthümliche Sache war's dagegen mit Sprinksgut; der war jetzt fast immer auf dem Rusoppenhof, arbeitete, wo er nur irgend konnte, für Gerberge, und hatte sich zum besten Freunde von

Reep und Gerd gemacht; auch dessen freute sich Ribag arglos und bemerkte nicht, mit welchen Blicken Sprinksgut die üppige Gestalt der muntern Gerberge verfolgte. Gerberge dagegen hatte bald weg, daß der Bursch in sie verliebt war, daß sie eine Leidenschaft in ihm entzündet hatte; das gute, dicke Mädchen fühlte sich allerdings ein wenig geschmeichelt und sie konnte sich nicht enthalten, ein wenig, wenn auch nur ein ganz klein wenig gütiger als sonst gegen den Menschen zu sein, der sie so heiß liebte; es war das bei ihrer wohlwollenden Art ganz erklärlich, eigentlich aber war ihr dieser Liebhaber doch mehr lästig als lieb und namentlich darum, weil sie sich nicht entscheiden konnte, ob sie Ribag von der Leidenschaft seines Bruders für sie benachrichtigen müsse, oder nicht.

Das waren die Verhältnisse, in denen sich die Mitglieder der Gesellschaft unter einander befanden, welche an jenem winterlich schönen Dienstag-Morgen langsam dem Königshof zuschritt. Voran gingen die drei gelben Hunde Ribag's, die offenbar eine Witterung von der Wichtigkeit dieses Tages hatten, denn

sie machten so ernste und feierliche Mienen, wie sie ein Hundegesicht irgend aufzuweisen vermag. Den Hunden folgte Ridag, der an einem Arme den alten Rusoppe, an dem andern Gerberge führte, die sehr sauber gekleidet war und sehr hübsch aussah. Hinter diesen drei gingen die drei Jungkerle Reep und Gerd mit Sprinksgut und es war beinahe lächerlich anzusehen, daß Sprinksgut sich bereits völlig den Gleichtritt und die Gleichbewegungen der beiden Rusoppe'schen angewöhnt hatte; er hob mit ihnen schon im gleichen Moment den Fuß, nickte mit ihnen zugleich den Kopf, schlenkerte genau wie sie den linken Arm, kurz, er zeigte sich ihnen ganz gleich, nur war er viel hübscher und viel sorgfältiger gekleidet, auch verließen seine Augen nur selten die Gestalt der vor ihm wandelnden Gerberge, während Reep und Gerd, wie immer, ziemlich gleichgiltig vor sich hinstierten.

Uebrigens freuten sich die Wanderer, ohne viel davon zu sprechen, der günstigen Vorbedeutungen, welche ihnen auf dem Wege zu Theil wurden.

Zuerst deutete Gerberge fast triumphirend auf

drei Raben, welche zur Rechten des Weges vor ihnen aufflogen, dann aber auf den Zweigen eines Eichbaumes standen und ihren heiseren Schrei vernehmen ließen.

Auch Ridag wurde bei diesem Schrei froh, denn solcher war Glück verkündender noch als das einfache Auffliegen zur Rechten des Weges. Nicht weniger als vierundsechszig Bedeutungen hatte nach dem Volksglauben der Schrei der Raben, darum war's auch nicht schwer, sich einen Glück verkündenden auszusuchen.

Die Verehrung der Raben war dazumal noch sehr groß unter dem deutschen Volke; man nannte sie Gotteshühner, offenbar ein Nachhall der heidnischen Odin-Verehrung, denn dem Odin waren die Raben heilig, und zwei Raben, Hugin und Munin geheißen, saßen seinem Ohr zunächst und verkündeten ihm stets, was in der Welt vorging. Den Raben ziemlich gleich standen im Ansehen die Krähen; man nannte sie Königshühner, und wenn sie zur Rechten flogen, bedeutete das nichts als Glück, Unglück aber, wenn sie sich über dem Dach eines Hauses bissen.

Auch Krähen sahen die Wanderer zu ihren Rechten

auffliegen, es waren deren neun, und neun ist nur eine Verschleierung der heiligen Dreizahl; langsam zogen die Krähen hinter einander her und standen dann wieder krächzend in den Zweigen eines Eichenbaumes.

Eichbaum oder Eichelbaum muß man sagen, wie man Apfelbaum, Birnbaum, und Pflaumenbaum sagt, der Baum hat seinen Namen von der Frucht, von der Eichel, d. i. dem kleinen Ei, denn einem kleinen Ei verglichen die alten Germanen die Eichel und gaben ihr darum diesen Namen.

Aber die Wanderer sahen der glückhaften Zeichen noch mehrere; zuerst eine Amsel, das ist schon ein sehr guter Vogel; er wird Göttling genannt, oder noch besser ist die aufsteigende Lerche und eine solche sahen sie vor sich in der milden Luft aufsteigen, auf die Lerche zeigten sie aber nicht mit dem Finger, denn sonst hätten sie ein Nagelgeschwür bekommen, sondern sie winkten sich frohlockend zu. Die aufsteigende Lerche aber war, um diese Jahreszeit besonders, ein so glückhaftes Zeichen, daß selbst der alte Rusoppe aus seiner Gleichgiltigkeit aufgeschüttelt wurde. Die Lerche

war den Leuten so lieb, daß sie gewöhnlich nur Liebling genannt wurde.

Als sie den Königshof schon vor sich sahen, kamen sie an eine mächtige, alte Linde, in deren Stamm war eine Nische gearbeitet und ein Muttergottesbild stand darin; frische Tannenzweige waren davor gesteckt, das Bild selbst aber von welken Kränzen umgeben vom vergangenen Sommer her. Diese Kränze waren meist vom Grün der rothen Wald- oder Preißelbeere gewunden, dessen man sich damals vorzugsweise gern zum Schmuck der Muttergottesbilder bediente, weshalb man den Strauch Muttergottes-Kirsche, Liebfrauenstrauch oder Mägdepalme nannte.

Vor diesem Muttergottesbilde knieten Alle nieder und beteten gar andächtig, dann erst schritten sie weiter.

Am Eingang in der äußern Umfassungsmauer des Königshofes blieben die drei gelben Hunde ganz von selbst stehen; sie wußten, daß sie dahinein nicht durften, aber sie tauschten noch einen Abschiedsblick mit ihrem Herrn und Freunde, ein Blick, der fast den Ausdruck hatte, als wollten sie Ridag vermahnen, da drinnen seiner Würde nichts zu vergeben.

Unter wüthendem Hundegebell von allen Seiten kam die Gesellschaft in den inneren Hof, der heute von Menschen leer war, und gelangte so zu dem Eingang der Thurmhalle, an welcher ihr Ger und Frek, des Ritters Wölfe, entgegenschossen, sich aber sofort scheu vor Ridag zurückzogen.

Der Anblick der Halle war, trotz aller Rohheit und Einfachheit der Ausstattung ein sehr feierlicher. Vor dem hochlodernden Feuer am Herde saß der Erbvoigt auf einem Dreibein in voller Rüstung mit Mantel und Schwert, hinter dem Herd aber saßen und standen Frau Richenza, Fräulein Hatmond, der schöne Florenz und Pater Walram; an den Tischen zur Rechten und zur Linken endlich hielten sich sitzend oder stehend allerlei Leute, die bei dem Voigt entweder etwas vorzubringen oder zu fordern, oder zu klagen hatten.

Im Sommer hörte der Voigt an bestimmten Tagen die Leute unter der großen Linde vor dem Thor, im Winter vor dem Herdfeuer im Thurmgemach; immer aber war seine Gemalin zugegen, welche Alle, die da kamen, mit Bier und Brot be-

wirthete. Als die Rusoppe'schen eintraten, kam ihnen Frau Richenza entgegen, hieß sie willkommen, reichte milde Jedem die Hand, ließ durch eine schmucke Dirne ihnen Brot zutheilen, durch die Wittköppe Terbonen und Kersebom aber Bier auftragen, und zog sich erst zu dem Herde zurück, als sie gesehen, daß den neuen Ankömmlingen Alles zu Theil geworden, was sie nach dem Hausbrauch erhalten sollten.

Die Wittköppe aber riefen Alle vor den Sitz des Erbvoigts in der Reihe, in welcher sie die Halle betreten hatten.

Während die Rusoppe'schen aßen und tranken, klagte ein Hollergraf, daß von einer der ihm untergebenen Heerden vier Stück fette Schweine gestohlen seien, daß er die Spuren der Diebe bis in den wüsten Forst am Oberstrang verfolgt habe, und daß er die feste Ueberzeugung hege, die Beute sei von den Biesterfreien gemacht worden, welche sich dort in den unzugänglichsten Schluchten des Bergwaldes unter dem blutigen Kallinkradt gesammelt hätten; daß sie dort schon seit längerer Zeit ihr Wesen trieben, bis jetzt aber dem Essendischen Stift auch nicht lästig ge=

fallen seien, sondern ihre Beutezüge, wie er vernommen, meist jenseits der Ruhr ausgeführt hätten.

„Es läßt sich da jetzt nichts thun, Hollergraf," erwiederte der Erbvoigt, „die Wege und Stege im Oberstrang sind nicht zu beschreiten, ich werde Dir noch etliche Leute schicken zur scharfen Wacht, sobald aber mildes Wetter eintritt, machen wir eine Streife gegen die Wildfänge, dem blutigen Kallinkradt wollen wir doch das Handwerk legen; ich wollte, wir hätten ihn schon im vergangenen Sommer gejagt!"

Der Hollergraf trat zurück und Andere wurden aufgerufen. Einige Hörige klagten über erlittene Verluste an Vieh und hier war der Erbvoigt meist zur sofortigen Abhilfe bereit; man konnte sehen, daß der Reichthum des Oberhofs der Armuth und der Noth gerne und willig zu Hilfe kam; Andere verlangten Bauholz oder Feuerung, auch hier zeigte sich der Voigt milde; härter war er bei Klagen über seine Beamten, die verschiedenen Grafen, doch fand erwiesenes Unrecht ohne Weiteres Abstellung. Die Klagen der Grafen und Voigte über Unbotmäßigkeit einzelner Leute wur-

den streng untersucht und hart bestraft, meist aber durch Zuzählung einzelner oder mehrerer Diensttage oder besonderer Arbeitsleistungen; Schläge wurden nur für kleinere Diebstähle und dann nur bei jüngeren Leuten angewandt.

Endlich, zuletzt, weil sie zuletzt gekommen, rief Kersebom die Rusoppe'schen auf und der alte Wehrfester trat mit seinen Kindern vor den Erbvoigt; Sprinksgut und Ridag folgten und alle Anwesenden bildeten neugierig einen Umstand.

„Rusoppe," begann der Ritter von Ardey mit Ernst und Würde, „ich habe Dich auf den Hof bescheiden lassen, weil mir mein geistlicher Bruder, der Pater Walram, mitgetheilt, daß Du gesonnen bist, Dich und Deine Kinder, sowie Alles, was noch Dein ist von Deinem Erbe, dem Königshof zu eigen zu geben auf gute Bedingungen. Ist das Dein Vorhaben, Rusoppe?"

Rusoppe (leise und beklemmt). „Das ist mein Vorhaben, Voigt!"

Der Erbvoigt: „Nach dem Gesetz der Essendischen Kirche und der hochwürdigen Frau Aebtissin,

in deren Namen und Auftrag ich hier auf diesem Hofe sitze, habe ich Dich nun zu fragen, ob Du dem Gotteshause als ein christlicher Mann dienen willst nach dem Briefe und Allem, was darin steht, sonder Rückhalt willig und gehorsam? ob Du versprichst, dem Hofe, zu welchem Du gehörst, nichts zum Schaden und Alles zum Nutzen zu thun? weiter, ob Du willst Dich freihalten von heidnischen Bräuchen und allerlei Abgötterei, keinen Verkehr haben mit Wildfängen und Abgöttischen? Willst Du das Alles, so sprich: ja, so wahr mir Gott helfe durch die Fürbitte der Heiligen zur ewigen Seligkeit!"

Rusoppe: „Ja, so wahr mir Gott helfe durch die Fürbitte der Heiligen zur ewigen Seligkeit!"

Pater Walram: „Amen!"

Der Umstand: „Amen! Amen!"

Darauf forderte der Erbvoigt den Benedictiner auf, den Brief, d. h. den Vertrag der Uebergabe, zu lesen, und Pater Walram las sofort die lateinische Urkunde ab, welche die Bedingungen enthielt.

Obgleich nun unter den Anwesenden auch nicht Einer war, welcher lateinisch verstand, so lauschten

doch Alle mit großer Aufmerksamkeit, ja, mit einer Art von Andacht. Es war die Sprache der heiligen Kirche, deren hehre Klänge allein schon einen Eindruck auf die Gemüther machten. Als der Benedictiner die Urkunde zu Ende gelesen, trat er zu dem alten Rusoppe und übersetzte ihm den Brief, durch welchen festgestellt wurde, daß Rusoppe sich und seine Kinder und sein Erbe dem Königshof zu eigen gegeben habe, daß er verspreche, dafür vier Tage in jeder Woche zwei Mannen zum Dienst des Hofes zu stellen, daß er einen Wachszins und drei Zinshühner dreimal in jedem Jahr geben, eine Heerde des Hofes in Hut nehmen und auch in besonderen Fällen gegen die herkömmliche Gabe Dienste leisten, endlich aber zur Vertheidigung des Königshofes gerüstet sein wolle. Für diese Dienste nun versprach der Voigt im Namen des Essendischen Stiftes die Schulden, die auf dem Rusoppenhof lasteten, zu tilgen, ihm den Hof zu lassen und ihn darauf zu beschützen gegen Jedermann; weiter versprach der Voigt das nöthige Bauholz, um den Hof in Stand zu halten, das zwölfte Schwein von der Hutheerde, Hilfe in Noth und bei Miß-

wachs Brot und Saatkorn, endlich die Vererbung des Hofs in männlicher Folge, d. h. von Vater auf Sohn und von Bruder auf Bruder. Mit andern Worten, der Rusoppenhof fiel auf den Erbvoigt, wenn der männliche Stamm Rusoppe's ausging, doch sollte es den Erben von der Spindelseite gestattet sein, die fahrende Habe zu nehmen.

Bei jedem Sterbefall im Erbgang aber stand dem Voigt das Besthaupt zu, d. h. sein Vertreter durfte rückwärts in den Stall treten, das Haupt aber, Kuh oder Ochse, welches er mit seinem Stabe berührte, wurde für das Besthaupt erklärt und war sein.

Der gesammte Umstand hielt diese Bedingungen für sehr günstig und auch die Betreffenden waren damit sehr zufrieden; sie wußten, daß sie sich, ohne den freundlichen Einfluß des Pater Walram, dem Voigt auf viel härtere Art hätten ergeben müssen.

Man schritt nun zur Unterzeichnung des Briefs; Rusoppe und seine Kinder machten nur Kreuze als Handzeichen darunter und der Priester bemerkte bei Jedem, wessen Handzeichen es sei, auch der Ritter von Ardey war der schweren Schreibkunst nicht mächtig,

der aber hing dafür sein Siegel daran an einem schmalen Pergamentstreifen. Es erregte allgemeines Erstaunen, als Ridag, der mit seinem Bruder als Rusoppe's Zeuge erschien, kein Handzeichen machte, sondern mit sichtlicher Eitelkeit seinen Namen unterschrieb, und selbst der gute Pater Walram blickte nicht ohne Stolz auf die Schrift seines Schülers, dem er, freilich mit großer Mühe, gelehrt, die Buchstaben seines Namens zu malen.

Endlich unterschrieb und schloß der Geistliche den Brief, denn auf seiner priesterlichen Würde beruhte eigentlich die ganze Gültigkeit der Urkunde; es war die Kirche, welche durch ihn dem Vertrag Kraft gab, dessen ganzes Ansehen auf dem Ansehen der Kirche begründet war.

Als die Unterschriften beendet, nahm der Priester das Schriftstück zu sich, um es in dem Urkundenschrein des Essendischen Gotteshauses niederzulegen, denn nur die Aufbewahrung in der Kirche dünkte damals dem Volke hinlängliche Sicherheit zu bieten.

Jetzt erhob sich der Voigt von seinem Sitze, die Kinder des alten Rusoppe faßten, wie sie Ridag vorher gelehrt, den Kittel ihres Vaters, der Voigt

legte seine Hand auf den Kopf des ehemaligen Wehrfesters und sprach laut: „Ich, Salentin von Ardey, Ritter, nehme Dich, Rusoppe, Deine Kinder und Nachkommen und Alles, was Dein ist, ohne einige Ausnahme, hin als ein Eigenthum dieses Königshofes; solches thue ich kraft meines Rechtes als Erbvoigt dieses Königshofes und im Namen des Essendischen Gotteshauses, dessen geborner Mann ich bin und im Auftrage der hochwürdigen Frau Aebtissin; ich nehme Dich, Rusoppe, hin als einen Essendischen Mann, Dich und Deine Kinder als Essendische Leute, eigenhörig und dienstbar diesem Königshofe und nehme Dich und sie als Essendische Leute auf in den Schutz und den Schirm des Essendischen Gotteshauses, in die Hut des Königshofes gegen Jedermann jetzt und künftig in alle Zeit.“

Der Erbvoigt trat einen Schritt zurück und rief: „Rusoppe, wer bist Du?“

Rusoppe: „Ich bin ein Essendischer Mann!“

Der Erbvoigt: „Gerd, Reep, Gerberge, wer seid ihr?“

Die Drei: „Essendische Leute!“

Der Erbvoigt: „Essendische Leute, welchem Hofe in diesem Stift seid ihr eigengehörig?“

Rusoppe und seine Kinder: „Dem Königshofe!“

Der Erbvoigt (auf die Rusoppe'schen deutend: „Ridag und Sprinksgut, redet und gebt Antwort, wer sind diese hier?“

Ridag und Sprinksgut: „Essendische Leute zum Oberhof gehörig!“

Der Erbvoigt (zum Umstand gewendet): „Alle vom Umstand, wer sind diese hier?“

Der Umstand (zusammen): Essendische Leute zum Königshof gehörig!“

Der Erbvoigt setzte sich nieder, der Benedictiner aber trat vor und sprach feierlich, zum Theil den Anfang und den Schluß der Uebergabs-Urkunde wiederholend: „Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit! So sind wir denn Zeugen gewesen dieser Uebergabe in diesem eilf hundert und vier und sechzigsten Jahre nach der Geburt unseres Herrn und Seligmachers Jesu Christi, da Herr Friedrich als ein glorreicher Kaiser herrschte und Frau Hedwigis

durch Gottes Erbarmung als Aebtissin auf dem Stuhle von Essen saß, Graf Eberhard aber der Schutzvoigtei des Stiftes würdig waltete. Wenn nun nachgehends irgend ein Frecher, von Uebermuth, oder sonst einem bösen Stachel gereizt, diesem, was wir bezeugt und bestätigt haben, freventlich entgegentreten und die Wahrheit in Abrede stellen wollte, um dadurch die Rechtmäßigkeit und Giltigkeit dieser Uebergabe zu vernichten, so überantworten wir solchen Frevler kraft unserer Autorität von Jesu Christo unserm Herrn und im Namen des heiligen Apostelfürsten Petrus der schwersten Verdammniß und belegen ihn mit dem härtesten Fluche. Amen!"

Damit war die Uebergabe beschlossen, und der Erbvoigt sowohl als der ganze Umstand schüttelten sich mit den Rusoppe'schen die Hände. Heiterkeit zeigte sich in allen Gesichtern, Gerd und Reep namentlich fühlten sich, als sei ihnen eine ganz besondere Ehre widerfahren und lachten mit ihren breiten Gesichtern; auch Sprinksgut strahlte vor Vergnügen, denn dem war es bei dieser Gelegenheit vergönnt gewesen, die Hand der geliebten Gerberge nach Her-

zensluft zu drücken und Ridag hatte nichts bemerkt, denn der Pater Walram sprach gerade mit ihm.

Merkwürdig war das Gesicht des alten Rusoppe anzusehen; die frühere Stumpfheit war schon während der Feierlichkeit der Uebergabe ganz aus den harten Zügen geschwunden und hatte einer ängstlichen Spannung Platz gemacht, die sich gegen das Ende der Feierlichkeit bis zu einer beinahe lächerlichen Furchtsamkeit steigerte. Wahrscheinlich hatte sich der arme Alte, der sich der Angst seines verstorbenen Weibes erinnerte, ganz entsetzliche Vorstellungen von dem Uebertritt in den Stand der Unfreiheit gemacht, wahrscheinlich war er auf Erniedrigung und Schmach aller Art gefaßt gewesen und fühlte nun, da die Angelegenheit geordnet und der Act beschlossen war, eine Erleichterung, die ihn selbst in Verwunderung setzte, denn in den zahllosen Runzeln um den eingesunkenen Mund des Alten zuckte es wie Frage, während er doch die Lippen fest geschlossen hielt und in seinen Augen eine wahrhaft kindliche Freude leuchtete.

Der Erbvoigt, welcher bei seiner Trinkluft jede Gelegenheit gewissenhaft benutzte, um ein kleines Ge-

lag anzustellen, lud die Rusoppe'schen, sowie Ridag und Sprinksgut, sofort in leutseliger Weise ein, mit ihm zu Mittag in der Halle zu essen und bis das Essen fertig sei, einen Krug Bier mit ihm zu trinken.

Er that gegen seine Gemalin, um seine Trinklust etwas zu verbergen, als müsse das so sein und als erfordere das Alles der hergebrachte Brauch und Frau Richenza erzeigte ihm freundlich den Gefallen, seiner etwas flüchtig und verlegen vorgebrachten Angabe Glauben zu schenken. Wenigstens sagte die gütige und gefällige Hausfrau nichts dagegen und bemerkte nur, daß sie noch einen kalten wilden Schweinskopf auf den Tisch stellen lassen werde, damit kein Mangel an Speisen sei. Der Ritter von Ardey aber trank die Kanne mit einem gewaltigen Zuge aus und reichte sie, lustig mit den Augen zwinkernd, dem alten Rusoppe, denn es kitzelte ihn mächtig, daß er seine Hausfrau also hinter's Licht geführt hatte, wie er meinte. Der Erbvoigt hatte nämlich großen Respect vor der Klugheit seines Weibes, ihr Ansehen bei ihm war fest begründet, aber gerade darum war's ihm eine

wahre Herzensfreude, wenn er sie überlisten konnte. Und Frau Richenza gönnte ihm oft genug diese Freude, obwohl sie seine meist ziemlich einfachen Schliche immer durchschaute.

Während nun der Erbvoigt alle Essendischen Leute leben ließ, der Pater aber sich gütig und wohlwollend mit Ridag, der sich heute sehr wichtig dünkte, unterhielt und Frau Richenza mit ihren Mägden das Mahl besorgte, kümmerte sich keiner um Fräulein Hatmond und den schönen Florenz, welche allein am dämmerigen Platz hinter dem Heerde zurückgeblieben waren und auch sich ihrerseits nicht viel um die übrigen Anwesenden zu kümmern schienen.

Das Verhältniß der beiden jungen Leute hatte sich, wie wir wissen, in der heiligen Nacht plötzlich geändert und war ein freundliches geworden, dabei war es aber auch bis auf diesen Tag wenigstens äußerlich geblieben; gesprochen hatten beide, freundliche Begrüßungen ausgenommen, nicht ein Wort mit einander. Die Augen des Leibknappen waren freilich kühn und offenherzig genug gewesen und Hatmond's Blicke hatten wenigstens nie Zorn oder Unwillen dar=

über gezeigt, höchstens eine gar anmuthige Verschämtheit, oft aber auch eine ganz unumwundene Freude. Dieser Erfolg nun hatte auch die Hände des schönen Florenz kühn gemacht, kühn und klug, denn sie wußten Hatmond's reizendes Händchen so schlau zu finden und ganz verstohlen so zärtlich zu drücken, daß man hätte glauben können, sie wären ganz ausschließlich nur zu diesem süßen Spiel geschaffen. Und Hatmond's Hände waren auch sehr gelehrig, denn diese kleinen zarten Hände, die anfänglich bei der leisesten Berührung gezittert hatten, wußten jetzt schon ganz artig einen sanften Druck zurückzugeben. Nur die Lippen waren noch feige, erbärmlich feige, bei Beiden, denn sie hatten noch nicht gewagt zu reden, noch viel weniger aber zu küssen und doch brannten Beide auf Beides. Hatmond hätte sich so gerne anreden, ihre süßen Lippen hätten sich so gerne küssen lassen und Florenz, der sich jeden Morgen fest vornahm, heute gewiß zu reden und zu küssen, fluchte und weinte jeden Abend über seine schändliche Feigheit, die ihn Tag für Tag hinderte, seine löblichen Vorsätze auszuführen.

Es ist ein eigenes Ding um den Muth eines jungen Menschen, welcher liebt, er kann allenfalls einem König den Fehdehandschuh hinwerfen und wagt doch die Geliebte nicht anzureden!

Da standen sie nun hinter dem Herde, die Liebenden, in heimlicher Dämmerung; sie hatten von der Uebergabe nicht viel vernommen, machten sich aber auch nur wenig aus solchem Verlust; es dünkte ihnen viel wichtiger, sich von Zeit zu Zeit verstohlen lächelnd anzublicken. Als sich nun nach und nach der ganze Umstand um den Tisch des Erbvoigtes gezogen hatte und Niemand sich um sie kümmerte, da blickten sich die schöne Hatmond und der edle Knappe mit kühner Zärtlichkeit tief in die Augen, und ehe Hatmond auch nur daran gedacht, lag ihre kleine Hand gefangen in der des Geliebten und litt mit schätzenswerther Geduld den feurigen Druck derselben, den sie sanft erwiederte, selbst ohne daß die Jungfrau darum wußte. Hatmond sah, daß die Augen des Knappen in höherem Glanze leuchteten, und daß sich dessen Wangen mächtig rötheten, sie ahnte, was das zu bedeuten hatte, sie wußte beinahe, daß jetzt ein Hauptschlag

folgen werde und ein feines Roth färbte verrätherisch auch ihr zartes Antlitz.

Sie hatte sich nicht getäuscht, denn Florenz neigte plötzlich das Haupt zu ihr und flüsterte ihr mit fast versagender Stimme, so daß es ein Anderer gar nicht vernommen hatte, zu: „Hatmond, ich liebe Dich!"

Die edle Jungfrau hatte ihn sehr gut verstanden, denn es leuchtete plötzlich hell über ihr Antlitz und dieses Licht kam nicht vom Herdfeuer.

„Ich liebe Dich auch, Florenz!" hauchte sie bebend.

Vor diesen leisen Worten aber erschrak der kecke Florenz so, daß er Hatmond's Hand fallen ließ und der Geliebten mit einem für jeden Andern höchst lächerlichen Ausdruck des Erstaunens in's Gesicht sah. Aber dem Fräulein Hatmond kam der Knappe gar nicht lächerlich vor, sie freute sich vielmehr der gewaltigen Leidenschaft, welche sie dem Jüngling eingeflößt und wiederholte, ganz kühn zu ihm aufblickend, die leisen Worte: „Ja, Florenz, ich liebe Dich auch!"

Da beruhigte sich denn der erschrockene Florenz

wieder ziemlich rasch; er warf einen schnellen Blick in die Halle, dann faßte er die Hand des Fräuleins, zog sie ganz nahe an sich und küßte den ersten Kuß auf die Lippen, welche gesprochen hatten: „Ja, Florenz, ich liebe Dich auch!“

Florenz schaute sich um, als habe er das größte Heldenstück vollbracht, es war ihm ungefähr zu Muthe, als müsse der Himmel einfallen, da aber gar nichts geschah, Niemand auf ihn achtete, so war's ihm auch recht, und als er dem zärtlichen Blick Hatmond's wieder begegnete, da wiederholte er den Kuß und Hatmond litt ihn, litt ihn geduldig diesen glühenden Kuß; ein liebend Weib kann viel aushalten!

Plötzlich rief Richenza's Stimme nach Hatmond; noch ein Blick aus ihren dunkeln Augen, der den edeln Knappen fast zittern machte, und das Fräulein flog davon, die Treppe hinauf; dem schönen Florenz aber war's, als sei plötzlich die tiefste Nacht eingebrochen.

Es war ihm unmöglich, in der Halle zu bleiben, er schlich sich hinaus, er lief draußen herum, er

redete mit etlichen Leuten, was er aber redete, das wußte er nicht, und was er that, wußte er auch nicht — glücklicher Weise kam der Rabe herunter, mit dem er seit der heiligen Nacht der beste Freund war. Im Spiel mit dem Kinde fand der glückliche Knappe einigermaßen Haltung und Fassung wieder.

Unterdessen hatte der Erbvoigt mit den Essendischen Leuten gegessen und ganz stattlich dazu getrunken, auch der alte Rusoppe hatte getrunken und war sehr selig, doch wanderte er am Arme Ridag's und von den Seinen gefolgt, noch ganz wacker dem Rusoppenhofe zu. Er hatte den schweren Tag überstanden und wußte selbst nicht wie?

Halbwegs kamen Mette und Jutte den Heimkehrenden entgegen und so gingen sie denn paarweise dem Hofe zu; das letzte Paar aber war Gerberge mit Sprinksgut, der anfangs ganz glücklich gewesen war, das dicke Mädchen am Arm führen zu dürfen; aber je weiter er mit ihm ging, desto grimmiger und wilder wurde er, denn die schlaue Gerberge dachte den Verliebten abzuschrecken und erzählte ihm so viel von der Herrlichkeit und Trefflichkeit ihres

geliebten Ridag vor, daß der arme Kerl vor Gift und Galle hätte ersticken mögen. Er konnte es auch endlich nicht mehr aushalten, ließ den Arm der redseligen Braut fahren, und sprang mit einem lästerlichen Fluche vom Weg ab. Gerberge aber lachte hell hinter ihm her, als er wie ein Toller sich durch den tiefen Schnee, der noch auf den Aeckern lag, hindurch arbeitete. Die gute Gerberge dachte, daß sie sie es recht ausbündig klug angefangen habe, um dem Sprinksgut seine Liebe abzugewöhnen.

Ende des ersten Bandes.

Urtheil der Presse über das im Verlage von **Otto Janke** in Berlin erschienene Werk:

Unter dem Eisenzahn.

Brandenburgischer Roman in drei Büchern

von

George Hesekiel.

Drei Bände. Geheftet. Preis 4 Thlr.

Die Blätter für literarische Unterhaltung sagen in Nr. 9, 1865, über diesen vortrefflichen Roman:

„Hesekiel, der noch eben bei Behr in Berlin eine Sammlung vaterländischer Dichtungen „Zwischen Sumpf und Sand“ hat erscheinen lassen, feiert auch in dem vorliegenden Roman die märkische Haide und ihre Bewohner. Die Geschichte, die im 15. Jahrhundert spielt, führt uns in reicher Abwechselung ein Bild jener bewegten Zeit vor, bald in der Mark, in der man sich endlich unter Friedrich II., dem Eisenzahn, eines wohlthuenden Friedens erfreute (denn über ein Jahrhundert seit dem Aussterben des askanischen Fürstenhauses hatte der Krieg gewüthet); bald am Hofe Philipp's des Guten von Burgund, wo ritter-

liche Sitte und Minnedienst geübt und gepflegt wurden. Es ist ein historischer Roman im besten Sinne des Wortes, die Handlung im engsten Zusammenhang mit der Geschichte, die thätigen Personen auf das geschickteste individualisirt; die Zeit namentlich ist vortrefflich geschildert, auf der einen Seite wild und realistisch, andererseits in ihrer Verfeinerung und in ihren milderen, fast ästhetisirenden Sitten und Gebräuchen. In objectiver Würdigung giebt uns Hesekiel ein Bild der ganzen Zeitrichtung, er schildert sie nicht besser als sie war, er macht aber auch nicht an sie die Ansprüche, die so häufig nach modernen Anschauungen an sie gemacht werden. So erkennt er z. B. in dem Widerstand des märkischen Adels gegen Friedrich nur den Kampf jener Edelleute für das alte Recht der persönlichen Freiheit, der neuen Idee der Staatseinheit gegenüber, sie vertheidigten ihre verbrieften Privilegien, sie thaten aber nichts anders, als was Berlin und Cöln den Centralisationsideen gegenüber unternahmen; dabei erkennt Hesekiel aber auch an, daß der Mißbrauch, der mit der persönlichen Freiheit getrieben wurde, als verderblich von dem Staat abgeschafft werden mußte. Neben dem politischen ist es namentlich das reiche culturhistorische Material, das diesem Roman ein so hohes Interesse gewährt; es ist vielfach in denselben verwebt, klar und anschaulich dargestellt und so geschickt verarbeitet, daß es wie ein nothwendiger Zusatz zur Erläuterung und

Erklärung der Geschichte selbst erscheint. Dahin gehören Bemerkungen über das Jagd- und das Lehnwesen, das Beiern, ein Läuten der Dorfjugend in der Pfingstnacht; weiter finden wir die Sitten- und Ehrengerichte der Hufschmiede beschrieben, von dem Richtschwert und dem Blutsegen, von den Heimlichen des Kurfürsten, die Vorläufer unserer heutigen Diplomaten. Interessant sind ferner die Bemerkungen über das Entstehen der Familiennamen, über Trinkgesetze und Gewohnheiten der verschiedenen Corporationen, mit dem Hinweis, daß der Biercomment auf unsern deutschen Universitäten wohl der Rest jener mittelalterlichen Gebräuche sei. Erwähnt wird der geringe Unterschied der Stände im 15. Jahrhundert so weit, daß der alte Hufschmied Fettweiß den zweiten Sohn des Eisenzahn über die Taufe hob und ihm seinen Namen gab. Gleiche Kenntniß der Details zeigt Hesekiel auch bei der Vorführung des burgundischen Hofes; hier fesseln uns die Bemerkungen über den französischen Adel, die Turniere des 15. Jahrhunderts, eben da auch eine Erklärung der Sitte des Dornenfestes, weiter die Beschreibung des Tinels, eines Galabankets, das seinen Namen von der dazu einladenden großen Schloßglocke (tinnulo) hatte u. s. w.

Mit derselben Sicherheit, mit der diese culturhistorisch interessanten Einzelheiten in die überall fesselnde und spannende Erzählung eingefügt sind, erscheinen auch hier die Personen und die Staffage lebenswahr und faßlich dar-

gestellt. Sehr bestimmt sind die mannigfachen und verschiedenen Charaktere mit ihren schroffen, wilden und andererseits milden und feinen Eigenthümlichkeiten geschildert; treffliche Gegensätze bilden dabei die Bürger von Berlin und Lille, die Brandenburger Junker und die Ritter am Hofe von Burgund, das Leben in der Lehnschmiede zu Poley und in der Schmiede im Ardennenwalde 2c.

Dabei hat Hesekiel sein Erzählungstalent auch hier wieder bestens bewährt; wie geschickt mildert er das Schreckliche durch das einfach Poetische und Gemüthliche; wie versteht er es, in die Strenge und Wildheit der Zeit ein poetisches Moment einzuführen, z. B. die Freundschaft der Kinder in der Poleyer Schmiede, oder des Mädchens vom alten Hufschmied Eligius und seinem Knechte, voll hübscher Moral und ansprechendem Humor; wie poetisch ist die Doppelnatur der Engelke und Yolanthe geschildert, geschmackvoll fügt er endlich in den Schlußbericht die Bilder Aveline und Agnes ein.

So können wir denn diesen neuen Roman Hesekiel's als vielleicht einen seiner besten denen empfehlen, welchen neben einer anregenden und unterhaltenden Lektüre auch mit belehrenden und genauen geschichtlichen und culturhistorischen Einzelheiten gedient ist.

Hesekiel, George,

Essendische Leute Ein socialer Roman von George Hesekiel

Bd.: 1

Berlin 1866